

Presseartikel zu Michael Stauffer

Inhalt

Zu «I promise...»

- 2 Jochen Schmidt, die tageszeitung, 17. April 2001
- 4 Petra Nachbaur, Der Standard, 24. April 2001
- 5 Reto Sorg, Neue Zürcher Zeitung, 22. Mai 2001
- 7 Daniel di Falco, Der kleine Bund, 26. Mai 2001
- 8 Claudia Kramatschek, Die Wochenzeitung WOZ, 7. Juni 2001
- 9 Jos Fritz, Freiburg, Sommerliste 2001
- 10 Martin Zingg, drehpunkt #110/2001
- 11 Martin Bullinger, Listen #62/2001
- 12 Judith Liere, www.literaturkritik.de, Ausgabe 8, August 2001
- 14 Linda Stift, Wiener Zeitung, 14./15. September 2001
- 15 Valentin Herzog, Dreiland-Zeitung, Nr. 11/2001
- 16 Tim Schomacker, die tageszeitung, 3. April 2002
- 17 Michel Mettler, www.readme.ch, September 2005

Zu «Gartenproletarier»

- 18 Hans Steiger, Die Wochenzeitung WOZ, 7. Juni 2001
- 19 (rer), Neue Zürcher Zeitung, Am Radio, 2./3. Juni 2001
- 21 Silke Schmitt, Listen #64/2002

Zu «Haus gebaut»

- 22 Jürg Halter im Gespräch mit Michael Stauffer, www.rubikon.ch
- 26 www.sandammer.at, Oktober 2003
- 28 Irene Widmer, Berner Zeitung, 14. November 2003
- 29 Bruno Steiger, Basler Zeitung, 21. November 2003
- 30 (zi), Der Bund, 5. Dezember 2003
- 31 Daniel di Falco, Tagblatt, 8. März 2004
- 33 Hansjörg Schertenleib, Die Weltwoche, 11. März 2004
- 35 (rz), Riehener Zeitung, 26. März 2004

Zu «Normal»

- 36 Daniel Di Falco, Der Bund, 6. September 2006
- 38 Roland Erne, Aargauer Zeitung, 20. September 2006
- 39 Lucie Machac, Berner Zeitung, 9. September 2006
- 40 [nicht gezeichnet], heute, 28. August 2006
- 41 Beat Mazenauer, Der Landbote, 7. Oktober 2006
- 42 Sabine Peters, Basler Zeitung, 11. November 2006
- 44 Karsten Klook, kultur & gespenster, 2/2006
- 46 Dorothea Dieckmann, NZZ, 17. Januar 2007

Jochen Schmidt, die tageszeitung, 17. April 2001

Mit der Fußnote ins Wort

Glück ist eine Fertigsuppe: Michael Stauffers merkwürdig brillantes und tröstliches Buch «I promise when the sun comes up I promise I'll be true! So singt Tom Waits. Ich will auch Sänger werden»

Es gibt viele Bücher über die Liebe, die einem Lust darauf machen, sich zu verlieben, aber wenige über zwanghafte Menschen, die in einem den Wunsch wecken, sich ganz seinen Zwängen hinzugeben und die Wirklichkeit auch so ungerecht und autistisch wahrzunehmen wie ihr Held. Ein solches tröstliches Buch hat Michael Stauffer geschrieben, es trägt den komplizierten Titel «I promise when the sun comes up I promise I'll be true! So singt Tom Waits. Ich will auch Sänger werden». Schon im Titel taucht die erste von 102 Fußnoten auf, in denen sich der Erzähler, der einmal Michael Stauffer genannt wird, ständig ins Wort fällt.

1999 zählte der Autor zu den Gewinnern des Berliner Literaturwettbewerbes Open Mike, eines Preises der sein Prestige inzwischen schon dem Umstand verdankt, dass viele seiner Gewinner später Fuß im Literaturbetrieb fassen können. Bei Michael Stauffer wurde man damals den Verdacht nicht los, er könne gar nicht anders als merkwürdige Sätze zu schreiben und dass die Sätze schon durch seine Schweizer Diktion merkwürdig würden. Die Schweiz war ja schon immer ein Brutkasten der Poesie. Weil man dort immer über die Berge muss, um nicht so allein zu sein, schreibt man sich von Kindesbeinen an lange Briefe, die dann von der Post verbummelt werden. Das entwickelt genau die beiden wichtigsten Schriftstellereigenschaften: Autismus und Geduld. Ist es so, dass Autoren aus Dialektgebieten so ein herzerfrischend seltsames Hochdeutsch schreiben, als würden sie die klobigen Wörter befühlen und daraus wie mit Legosteinen Gebäude bauen, von denen man nur sagen kann, dass sie nicht umfallen werden? So etwas Überflüssiges wie einen Handlungsfaden braucht ein solcher Autor nicht, der einfach brillanten Satz an brillanten Satz reiht. Oft sind es überraschende Einsichten: «Deshalb haben viele der Büros Schreibtische mit Glasplatten, damit sich die Mitarbeiter nicht einfach verstecken können. Die Mitarbeiter, die plötzlich Angst bekommen.»

Es scheint aber auch eine Entwicklung zu geben, die tiefer in den Wahnsinn führt. Folgerichtig ist der letzte Absatz auch in der Heimatmundart des Autors verfasst und völlig unverständlich. Die vorherigen 36 Abschnitte sind z.B. mit «Aufenthaltort», «Überleben», «Wozu» übertitelt. Eines der Vorwörter hatte dem Autor den Open-Mike-Preis gesichert, in ihm schildert der Erzähler seinen einsamen Kampf gegen die Schwäne, die in dem Versuch münden, sich bei einer «Stiftung, die sich um das Wohl der Schwäne kümmert» zu bewerben, um seinen Kampf verdeckt weiterzuführen. Er hat sogar unter finnischem Pseudonym ein Buch über Schwäne geschrieben, das ihn für die Stelle qualifiziert. Aber eigentlich will er sie ausrotten, weil sie die Haubentaucher verdrängen und es ihn quält, dass sie von «der alten Zitterli» gefüttert würden.

In einem anderen Kapitel schildert er, wie er sich Buchtitel ausdenkt: «Übertreibungen für den persönlichen Gebrauch» – «Ich kann für nichts etwas dafür» – «Der Hosenbund kurz erklärt» und «Der Blumenstrauß für die falsche Frau». Er füllt Videokassettenhüllen mit Sand und denkt sich Seitenzahl, Gewicht und Preis für diese Bücher aus.

Oft findet er Dinge schön, so wie die Systeme, mit denen man das Geschirr zurückgeben kann. Unter anderen Dingen wiederum leidet er: «Das enttäuscht mich, das macht mich traurig, wenn ich mir den Kopf stosse.» Manchmal wird er aggressiv, so älteren Leuten gegenüber im Supermarkt: «Meistens wollen sie den Betrag genau bezahlen und wühlen lange in ihren Portemonnaies, bis ich von hinten stosse und sage: <Kauf dir doch eine Brille>. Wenn sie eine Brille auf haben, sage ich einfach: <Kauf dir doch eine neue Brille.>»

Von den unangenehmen Erlebnissen, die einen draußen in der Welt erwarten, erholt er sich in seiner verstaubten Wohnung, wo er meistens auf dem Rücken liegt: «Mein Weltverständnis ist viel besser, wenn ich auf dem Rücken liege. Ich begreife so mehr vom Universum.» Er schreibt sich aus den Gegenden seiner Wohnung, in denen er sich häufiger aufhält, Postkarten. Und er schreibt sich die Wände seiner Toilette selbst voll: «Wer lutscht meine Eier und küsst mein Gesicht am 23.10. um 22.00 Uhr?»

Er hat eine Vorstellung vom Glück: «Ich will auch einen Hund. Das aufgeschlagene Buch, in dem nur der Wind blättert, das Rauschen des Strassenverkehrs, der sabbernde Hund. Das ist meine Idylle», das er aber nicht findet: «Für mich bleibt das Glück beschränkt auf das Öffnen einer Fertigsuppe von Maggi und auf das Zubereiten dieser Suppe.»

Er beschäftigt sich mit abwegigen Dingen. Im Schwimmbad trainiert er, Fußpilzarten am Geruch zu erkennen. Er trägt Bücher aus der Bibliothek und wieder zurück. Die Frauen mit dem Strichcodelesegerät sind aber nicht lernfähig und nehmen die Bücher immer falsch herum in die Hand, obwohl er sie ihnen ohne Unterlass richtig herum reicht: «Das Zurückgeben der Bücher hat Wettbewerbscharakter.»

Manchmal tauchen Kindheitserinnerungen auf, z. B. dass er die Nacktschnecken nie gefunden hat, weil er immer «Nachtschnecken» gelesen hat, und dass er aus Überdross im Schönschreibunterricht Todesanzeigen für seine Mutter verfasst hat. Er ist wahrscheinlich auch sehr traurig: «Meine Hände schauen aus den zu kurzen Ärmeln wie verwirrte Maulwürfe.»

Mit diesem Buch debütiert ein Autor, von dem man meint, er könne gar nichts falsch machen. Ob das daran liegt, dass er selbst verrückt ist, oder dass er aus der Schweiz kommt und alle Schweizer so schreiben könnten oder dass alle Schweizer verrückt sind, das wäre noch zu untersuchen. Solange hören wir ihm zu: «Ich baue ein Haus. Ich schaue zum Fenster hinaus. Der Nachbar begreift nicht, wie man so schauen kann.»

Wir begreifen nicht, wie man so schreiben kann.

Zeit für Zwängler

Michael Stauffer beschert der Literatur einen merkwürdigen Insassen mehr

Ein bisschen stellt man sich den Erzähler aus Michael Stauffers Debüt vor wie den Ricola-Kontrolleur, der auftaucht, um pedantisch auf Urheberrechte hinzuweisen – «Wer hat's erfunden!?!» Erfunden hat den Zwängler natürlich nicht die deutschschweizer Literatur, obwohl sich auch und gerade dort Außenseiter und Neurotiker tummeln.

Für die Kräuterzuckerl-Assoziation spricht zudem, dass der kleine humorlose Herr im Alleingang seinen aufdeckerischen Außendienst bestreitet, wie auch der namenlose Erzähler Stauffers ein Paradebeispiel von Einzelgänger ist. Seine sozialen Kontakte beschränken sich auf flüchtige Alltagsbegegnungen, die belanglos bleiben, obwohl er sie durch kleine Bösartigkeiten, die er unauffällig verübt und große Bösartigkeiten, die er unablässig fantasiert, aufpeppt. Sein größtes Projekt: Der sterbende Schwan, und zwar der keines natürlichen Todes sterbende, wird zum Lebensinhalt. Systematisch und mit wildem Einfallsreichtum bekämpft der Ich-Erzähler Schwäne als einen persönlichen Feind, in Fußnoten erläutert er seine Strategien und Methoden.

Die Fußnoten sind das, was bei einem Textsteckbrief in der Rubrik «Besondere Eigenschaften» vermerkt würde. Sie haben den Charakter einer Dauerparenthese, im Inhaltsverzeichnis sind sie sogar einzeln mit Titel versehen. Still in Klammern oder zwischen Gedankenstrichen setzt der Autor unvermittelt, doch in klarem Ziffersystem, seine Kommentare und unterbricht damit das Schema geradlinig abgrasenden Lesens. So torkelt man durch den Text wie beim ungelenken Gehen auf Stelzen, bei dem man sich immer wieder durch Pseudoschritte seitlich oder nach hinten im Gleichgewicht halten muss. Der Erzähler fällt sich ins Wort und dem Leser in die Lektüre, und auch die Sprache diese «Ichs» wirkt bisweilen wie auf Holzstelzen, manchmal schwerfällig kaum vom Fleck kommend, dann wieder im Schwung geradezu amokhaft gradausbolzend bis zum nächsten Kippen oder Abspringen.

Die Struktur des Textes findet noch dazu ihre höchst konkrete Umsetzung: Der Erzähler schreibt nicht nur mit Fußnoten, sondern vergibt auch «Fuß-Noten», aus der Horizontalen, im Freibad auf der Liegewiese. Er ist ein asozialer Typ mit skurrilen Ideen, ein Geek ohne Computer, ein «Sofa-Motherfucker». Besonders auf Frauen hat er eine abschreckende Wirkung. Auf Leserinnen auch. Jede überhäuft ein leiser Schauer bei den Schilderungen seiner Körperlichkeit und seiner «Trainerhosen».

Stauffers erster Ich-Erzähler ist ein Schweizer Mr. Bean. Diesen zeichnet er liebevoll und gnadenlos, ohne Genierer, vom kleinsten Furz bis zum größten Abgrund. Ob auch sein britisches Pendant auf Tankstellenklos Vergewaltigungsfantasien hat? Manchmal erinnert Michael Stauffer an Sibylle Berg, so traurig und unbeholfen sind beider Helden, so schnörkellos und fies ist beider Sprache. Bergs literarische Idol ist Friedrich Dürrenmatt, während Stauffers «Ich» aus dem Fenster brüllt: «Ich bin der größte Dichter nach Max Frisch.» Die «Aufnahmeprüfung in den Berufsverband für Schriftstellen» hat er allerdings mit einem unsäglich schlechten «Gedicht» bestanden.

Da blitzt der Autor durch und seine nie plakative, nur stellenweise implizit formulierte kritische Distanz und distanzierende Kritik, an der Gesellschaft, den Medien und dem Normen. Es gibt in diesem Buch eine einzige Fußnote, die leer bleibt und auch ohne Titel. Eine auffällige Lücke, die enthalten hätte sollen, was das «Handbuch mit Handlungsanleitungen für schlimme Tage» an Tipps und Tricks zu bieten hat. «Lesen», wär kein schlechter Vorschlag. Aber den muss sich jede/r selber machen. Michael Stauffer, bitte nicht «Sänger werden»! Schriftsteller bleiben!

Reto Sorg, Neue Zürcher Zeitung, 22. Mai 2001

Ritt über den Wörtersee

Michael Stauffers kauzig-desperate Auslotung der Gegenwart

Michael Stauffers Prosadébut gibt sich ebenso bescheiden wie spektakulär. Auf gerade einmal 82 Seiten, die dafür in 37 Kapitel und 102 Fussnoten unterteilt sind, entfaltet er ein literarisches Universum der besonderen Art. Das schmale Buch Prosa enthält nicht mehr und nicht weniger als die Bestandaufnahme einer dichterischen Existenz. Etwas verschlampt und flegelhaft ist dieses «Ich», das sich da ausspricht. Und voller Skurrilität und Lakonie sind die Töne, die es anschlägt. Eindrücklich gelingt Stauffer das Kunststück, aus einem Haufen von gängigen Vorstellungen, die man sich vom halb verschrobenen, halb genialischen jungen Dichter macht, einen Text zu formen, der kurz und bündig ist, substanziell und voller Esprit. Wer Freude daran hat, wenn des Dichters Tun und Lassen mit dessen ureigenen Mitteln auf die Schippe genommen wird – hier kommt er auf seine Kosten. – Doch der seit geraumer Zeit in Bern lebende 29-jährige Ostschweizer lässt sich nicht einfach der Jux- und Klamaukfraktion zuschlagen. Wie jeder echte Humorist betreibt Stauffer sein Metier mit gehörigem Ernst und ist, tief in seinem Innern, ein Moralist. So ist das titelgebende, beim amerikanischen Sänger Tom Waits zitierte Versprechen, «ehrlich» und «wahrhaftig» zu sein, alles andere als ein Witz. Ein Ich, das sich im Verlauf der Schlag auf Schlag folgenden Erzählsplitter als «Dichter» entpuppt, rekapituliert sein Dasein. Meist im banalen Alltagsgeschäft des «Wohnens», «Rausgehens», «Einkaufens» und «Reinkommens» sich erschöpfend, schwingt sein Ich sich gelegentlich zu überdrehten, surreal anmutenden Eskapaden auf. So bläst der Erzähler etwa zu einer furiosen Schwanenjagd: Er verflucht «den See mit seinen Schwänen», fordert deren «massive Vertreibung» und schreckt angesichts ihres «Vermehrungswahns» nicht davor zurück, den Vögeln das Brot «wegzufressen» und sie schliesslich gleich selbst zu «entsorgen». Da der Schwan seit Menschengedenken den Dichter symbolisiert, ist in diesem Treiben unschwer ein auto(r)aggressiver Akt zu erkennen.

Das erzählende Ich ist freilich durch und durch Kunstfigur. In jedem Kapitelchen probiert es neue Rollen. Es schlüpft in faszinierende Minigeschichten und Legenden, räsoniert und vollführt eine kauzige (Denk-)Kapriole nach der anderen. Bald fügt es sich affirmativ in die vorgefundene Alltagswelt ein: «Überhaupt beginnen meine Körperteile sich immer besser in mein Zimmer einzufügen», bald gibt es sich burschikos- anarchisch: «Die netten Leute lösen sich in Luft auf», bald versteigt es sich und schreit zum Fenster hinaus: «Ich bin der grösste Dichter nach Max Frisch.» Aufgeteilt in Episoden, findet und verliert es sich in Anmerkungen zu seinem befremdlichen Dasein. Eine essayistische Existenz? Jedenfalls lebt es – ganz buchstäblich – auf Fussnoten gegründet.

Stauffers Themen ergeben das klassische Romanspektrum: Erinnerung an die Kindheit, Entwicklung, Langeweile, Liebe, Täuschung, Reflexion, Resignation. Und es ist nicht übertrieben, im Text ein spätes Echo auf Georg Lukács' berühmtes Diktum der «transzendentalen Obdachlosigkeit» zu erblicken, jener grossen Krise, die Lukács zufolge die Moderne bestimmte und sich im Roman besonders gut entfalten konnte. Stauffers Held lamentiert nämlich nicht nur, er habe «den Anschluss an die Heimat verpasst», sei quasi «ortsbehindert», sondern beklagt darüber hinaus seine «Situation des spirituellen Bankrottes». Der Autor wäre nicht auf der Höhe der Ironie unserer Zeit, würde er die Desorientierung und Entfremdung noch emphatisch beklagen. Ähnlich wie der Lyriker Raphael Urweider mit seiner «Halbtrauer» gibt sich Stauffer stoisch. Lapidar heisst es in einer Fussnote: «So bin ich.»

Die gewählten Formen sind es, die das Geläufige interessant machen, indem sie es uns wieder entfremden. Hat dies die Moderne auch zur Genüge demonstriert, so bereitet Stauffers Ritt über den Wörtersee darüber hinaus grösstes Vergnügen. Die lakonischen Kleinkapitel und ihre Überformung zu Miniaturen, die wuchernden Fussnoten, der Einbezug von Listen und Tabellen und das aberwitzige Inhaltsverzeichnis lassen «neue Strukturen», «neue Organisationsformen» (so Stauffer) entstehen, die zu provozieren, allenfalls zu faszinieren vermögen. Zuweilen fühlt man sich an

dadaistisch inspirierte Expressionisten wie Ehrenstein, zuweilen an Anti-Romanexperimente eines Pérec, Widmer oder Manganelli erinnert.

Eines ist bei Stauffer gewiss. Die «endlosen Nachmittage im Bett», jene desperaten Auslotungen der realen Gegenwart, sind keine vertane Zeit. Durch sie gelingt es nämlich, die «klaren Bilder», die man sich gewöhnlich vom Leben macht, gleichsam poetisch zum Verschwinden zu bringen. Die unausweichliche Frage «Wozu?», die gegen Ende auch prompt verhandelt wird, beantwortet der Text wie folgt: «Jemand will wissen, was, warum, wie. Ich rede dann, Theorien (Herder kann einpacken), Kopferzeugnisse, Demütigungen, und ganz selten blitzt es von hinten durch. Ich bin der neue Typ Universalgelehrter. Ich weiss alles, ohne dass es mich interessiert.» Das ist wahrlich zeitgemäss (indes nicht unbedingt originell): Viele Fragen, Inhalte spielen keine Rolle, Funktion ist alles, und viel lastet auf der Form.

Daniel di Falco, Der kleine Bund, 26. Mai 2001

Hauswart seiner selbst

Michael Stauffer hat ein wunderbar verrücktes Buch geschrieben

Auf dem Umschlag steht der Titel: «I promise when the sun comes up I promise I'll be true». Und dazu die Fussnote: «So singt Tom Waits. Ich will auch Sänger werden.» Jetzt aber ist Michael Stauffer Autor geworden und legt hier sein erstes Buch vor. Ein dünnes, aber ein wunderbar verrücktes, berauschendes Buch, entstanden aus dem Stück «Schwanenjagd», letztes Jahr in Bern uraufgeführt. Dieses wiederum ist entstanden aus der Erzählung «Schwan und Brot», für die der in Bern lebende gebürtige Winterthurer mit Jahrgang 1972 ein Jahr zuvor an einem Wettbewerb in Berlin ausgezeichnet worden war.

Und so trifft man in «I promise...» denn auch wieder auf die Sache mit den Schwänen. Auf der dritten Seite schon «verfluche ich den See mit seinen Schwänen». Und dazu die achte von 102 Fussnoten (jene im Titel eingerechnet): «Die Schwäne werden 30 kg schwer. Sie wachsen ohne Mass. Die bedrohen Rentner und Kleinkinder.» Und Haubentaucher. Darum gilt es, die Schwäne mit dem Pedalo zu überfahren, winters Schneebälle nach ihnen zu werfen, sommers mit dem Bademeister auf der Lauer zu liegen, um sie auf der Liegewiese zu erlegen, mit einem schallgedämpften Gewehr. Oder sich als Schwanenforscher zu tarnen und die Bevölkerung aufzuhetzen gegen diese «dominanten, fress- und herrschsüchtigen, alles verschlingenden Kopulationsmaschinen».

Schwäne sind allerdings nicht die einzige Obsession in diesem Buch – es ist voll davon: Obsessionen mit Hunden und Katzen, Hühnern und Murmeltieren, Nackt- und Gehäuseschnecken, Fusspilzen und Haaren, Kehrichtsackmarken und Lebensmittelzusatzstoffen, Frauenhänden und noch einigem mehr.

Hier kniet sich einer tief in die Innereien seiner Umwelt und in die Gespinste seines Kopfs: mit der Pedanterie eines Hauswarts, eines Hauswarts seiner selbst. Damit treibt Stauffer den prototypischen Autismus des Schriftstellers in einen faszinierenden Wahnsinn; was sein boshafte Erzähler-Ich beobachtet und sich ausdenkt, das registriert es in einem hirnrissigen System von Notizen und Fussnoten. Etwa wie sich die Staublandschaft seines Zimmers in Gebiete verschieden beschaffener Staubsorten gliedert. Oder wie seine Hände aus den zu kurz geratenen Ärmeln seines Anzugs schauen «wie verwirrte Maulwürfe».

So ist «I promise...» der Zettelkasten eines grotesken Alltags. Darin stecken nicht bloss gut geratene kolumnistische Frechheiten, sondern auch überraschende Imaginationen, die an Urs Widmers fabulierte Reisen etwa in den Kongo oder ins «Enge Land» erinnern. Hinzu kommt eine einsilbige, einnehmend spröde Sprache, die ihre Wirkung in der Spannung zu den Verrücktheiten entfaltet, von der sie erzählt. Und wenn dann in der zweiten Hälfte des Buchs plötzlich Innigkeiten und Enttäuschungen der Liebe auftauchen, so bekommt der Zettelkasten spätestens dann einen Unterboden, auf dem die Manien dieser schwarzen Hauswartsseele mit einem ganz neuen, verletzlichen Ton vibrieren.

Michael Stauffer: I promise when the sun comes up, I promise, I'll be true

Im Detail steckt die Tücke – auch in den Miniaturprosen oder -dramen, die der in Berlin lebende Schweizer Michael Stauffer in diesem kleinen Büchlein vorlegt. Harmlos fängt alles an, und dann nimmt das Böse seinen Lauf: «Ich bin immer höflich, auch zu Arschlöchern. Nur gelegentlich hätte ich ein bisschen Lust, alles zu zerschlagen.» Heimtückisch schleicht sie sich ein, diese Lust zur Zerstörung, und das mit diebischem Lächeln: In jenen unentwegten Fussnoten, die den Subtext mimen, aber den eigentlichen Ton entfalten. Denn unter dem Gewand der Betrachtungen des Alltäglichen spielt Stauffer mit jenen Obsessionen seiner Mitmenschen, in denen die Neurosen ihre Heimstatt finden: der angebliche Ordnungshüter, der heimlich die Schwäne im Park auszurotten versucht; der nette Junge von nebenan, der alte Leute anrempelt; der junge Mann, der sorgsam die Wahl der Müllsäcke bedenkt, da er fürchtet, anhand ihrer Grösse als Single erkannt zu werden. Fast alle Texte, die sich szenisch und in loser Folge aneinander reihen, handeln von einem männlichen Ich, das seine Wider- und Liederlichkeiten mit Liebe und System zu pflegen scheint – die böse Karikatur des Spiessers von nebenan. Das fast kindliche Gemüt, das Stauffer seinen in Lebensleere ertrinkenden Figuren dabei verleiht, macht ihren Hang zu Aggression und Sonderlichkeit nur umso bedrohlicher. Sie verkommen in ihren verdreckten Buden. Vielleicht aber wünschen sie sich nur eines: dabei zu sein, dazuzugehören – noch in dem, was das Schreckliche ist an der Normalität. Doch genau das misslingt: «Ich habe den Anschluss an die Heimat verspielt», sagt eines der vielen Ichs. «Ortsbehindert», nennt Stauffer das. Und zeigt mit solch einem Wort die so verspielte wie erfinderische Seite seiner Kürzestprosa.

Sommerliste 2001 Jos Fritz, Freiburg

Michael Stauffer: «I promise when the sun comes up, I promise I'll be true.»(1)

«Die Schweiz ist ein virtuelles Land.» (Der B-dolf)

Anfang des Jahres ist in dem sehr feinen Baseler Verlag «Urs Engeler Editor» das erste Buch des jungen Schweizer Autors Michael Stauffer erschienen. Nachdem ich es gelesen hatte, lief ich in den Copy-Shop, koptierte das schmale Werk zwanzigmal komplett auf DIN A3 hoch und tapezierte mit den Blättern meine Wohnung; die schönsten Sätze ließ ich auf meine Gardinen und Bettwäsche sticken. Seitdem gehe ich nur noch selten aus dem Haus.

Das Buch heißt «I promise when the sun comes up, I promise I'll be true. So singt Tom Waits. Ich will auch Sänger werden», was überhaupt der schönste Buchtitel seit Peter Bichsels «Aber eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen» ist. Gerade mal 82 Seiten lang ist das Buch, aber was Michael Stauffer zu sagen hat, ist keine Literatur, sondern die Wahrheit und nichts als diese: «Ich befinde mich mitten in einer Menschenmenge, einige sind lieb.» In

hochgedeutschtem Schweizer Singsang berichtet der Ich-Erzähler vom Leben. Wie er als Kind im Schönschreibeunterricht Todesanzeigen verfaßte, wie er sich zu Bildungszwecken Buchtitel nebst Seitenzahl, Preis und Gewicht ausdenkt und diese herstellt: «Ich fülle Videokassetten, die aussehen wie Bücher, mit Sand [...], bis diese Bücher das von mir festgelegte Gewicht haben.»

Er erzählt vom Schlafen, vom Shoppen, wie er sich selbst Ansichtskarten von der Küche ins Wohnzimmer schreibt, und immer wieder, wie Schwäne getötet werden könnten und sollten. (Die werden vom vielen Füttern nämlich riesig und zu einer Bedrohung für die Gesellschaft.) Alles in allem also sehr vernünftige Dinge. Und weil es der Autor wirklich genau nimmt mit dem, was er sagt, gibt es beinahe zu jedem Satz eine Fußnote, was die Dauer des Lesens verlängert – und das ist auch gut so. Auf dem Klappentext schreibt Michael Stauffer: «Es ist mir ernst mit dieser Geschichte. Es ist die erste Geschichte, die ich ganz erzählen werde, vollständig darbieten will, ohne Zögern. Größtenteils war ich selbst dabei.» Dem ist nichts hinzuzufügen. Außer: Kaufen, lesen, glücklich werden.

(1) So singt Tom Waits. Ich will auch Sänger werden.

Einmal vollständiges Glück

«Einmal», heisst es irgendwo in diesem schmalen Büchlein, «muss das Glück doch auch für mich da sein.» Und weiter: «Einmal vollständiges Glück. Wie sie am Mittag nach Hause kommt. Nur das: Wie sie am Mittag nach Hause kommt. Aber das ist wohl nicht für mich gedacht. Hat wohl nicht gereicht für mich. Für mich bleibt das Glück beschränkt auf das Öffnen einer Fertigsuppe von Maggi und das Zubereiten dieser Suppe.» Das liest sich wie die kurze Einblendung in eine von trivialen Glücksversprechungen infizierte Klage, die vom Leben letztinstanzlich abgeschmettert worden ist. Danach bricht der ziemlich kurze Abschnitt 17 ab. «Ideal» ist er überschrieben. Michael Stauffer wendet seinen Prosagenerator anderem zu, Abschnitt 18 heisst nun «Weinen», ist wieder ziemlich kurz und hat mit Weinen, man ahnt es, natürlich auch nichts zu tun.

In diesem Prosaband, dem ersten des 1972 geborenen Autors, stöbert ein Ich-Erzähler auf 82 Seiten unermüdlich in den alltäglichsten Situationen herum und sucht sich seine Freiheiten nicht selten auch dort, wo sonst Klischees ihr stabilisierendes und kaschierendes Werk vollbringen. Das Erzähler-Ich, das stellt sich bald heraus, kennt keine Grenzen, vor allem keine der Neugier, und bringt wie ein eifriges und rastloses Eichhörnchen alles in die vermeintliche Sicherheit eines Systems – worin alles Beobachtete, Erträumte, Reflektierte gleichrangig behandelt wird. Natürlich wird solchermassen das System ein fragwürdiges, das ist durchaus Absicht, so gut wie das wunderbare Kreischen, das hervorgeht aus dem Zusammenprall voll entgrenzter Fantasie und einschnürendem Notierungssystem. Kleine Fussnoten schrägsten Zuschnitts begleiten und desavouieren das weiter oben Erzählte, wo in knappen Sätzen alles Mögliche herbei- und wieder wegfantasiert wird. Es geht in den stets knappen, fast schon spröden Sätzen um Schwäne, Hunde, Liebe, Nasen, Murmeltiere, Fusspilze, selbst um die «100 g Preise von unglaublich vielen Produkten». Es geht um alles, was die Sprache zu packen kriegt – und die Sprache war überall schon mal. Stauffers Versuche, aus dem gewohnten Blick auszuscheren und andere Einteilungen vorzuschlagen, neue Verknüpfungen anzubahnen und skurrile Eingriffe in die Welt einzuleiten, erzeugen einen Irrwitz, der wohltuend ist. Und dass das Erzählte in dieser Form vermutlich keine Wiederholung duldet, ist natürlich ein Grund mehr, sich dieses Büchleins lesenderweise anzunehmen, unverzüglich.

«Ich will auch Sänger werden» wünscht sich Michael Stauffer in «I promise...»

er zieht sofort los. nichts hält ihn bei nebensächlichkeiten. das literarische greift in die vollen, kurz, bündig; zur sache: eine frische, humorige bestandsaufnahme, präzise standortbestimmung, geistreiche persiflage dummdreister bekenntnisliteratur (oh, ein klein bisschen schweiz, schweiz pur, viele schwäne – gemeinsam mit dem bademeister gelingt eine dezimierung der kolonie um 215 schwäne in nur einer woche –, katzen, klare liebesbriefe, pimmelstudien in der sauna, teuflisches beim essenfassen, n bisschen was über klempner, schriftsteller und peinlich genaue kaufpreisangaben: bündner nusstörtli 100g 1.38sfr.). doch, hand auf die brust, ich kann Ihnen das wunderbare weiß-gelbe büchlein aus der auch ästhetisch so überzeugenden urs engeler-schmiede nur wärmstens ans herz legen; diese zwei stunden sollten Sie sich jetzt – welch sommervrlängerung – gönnen!

in 44 kapiteln, zerschnitten von 101 fußnoten oder abschweifungen, plaudert ein dünnhäutiger frechdachs – passt dünnhäutige aufgepeitschtheit zu speckfalten im nacken? warum nicht – in kurzen, lakonischen Sätzen über sich («In der Küche habe ich ebenfalls Kleider in die Schubladen gelegt» – ah, künstlerhaushalt), seine kindheitserinnerungen (u.a. herrliche umsetzungen von büchern, drachenflugübungen und -träumen). die gelebten und hinausgelebten gewaltphantasien (hier müssen, klar, u.a. besagte schwäne herhalten, aber auch katzen, hunde, alte menschen, andere tierfreunde), verflossene liebesgeschichten und was so'n normaler alltag auch immer hergibt. mein gott, diese köstliche plastiktütenfahrradlenkstangengeschichte!

nein, ein system ist auf die schnelle nicht ersichtlich (obwohl doch lt. fußnote 12 der «Kapitän ... einen Plan» hat: ach ja, überhaupt: denksportaufgaben stellt michael stauffer gerne. da muss man großzügig bleiben. diesen anwürfen müssen Sie gewachsen sein. ein kleines subtil-hinterfotziges kapitel über nacktschnecken – er denkt immer, immer an nacktschnecken – wird kurzerhand mit *Samthandschuhe* überschrieben oder das überschwemmte badezimmer läuft unter *Honig* – verdammt, andauernd muss ich überlegen und überlegen). macht aber nichts, hält jung. die kleinen wellen/kreise. die die ins wasser geworfenen steine / gedanken / beobachtungen ziehen, schlagen rhythmisch in den sand, die netzhäute, unsere hirnschalen.

fußnote 24: «Das ist ein sehr gutes Resultat.» TOP, kann nur zustimmen (kleine warnung: hier gehts nicht immer appetitlich zu, da der herr ja u.a. auch leidenschaftlich in fußpilz vernarrt ist und sowieso gerne hygieneüberlegungen anstellt; wenn er nicht gerade rumfurzt. aber so ist es. man wird älter und der körper beginnt täglich ein bisschen mehr zu stinken – der schriftsteller michael stauffer ist jahrgang 1972, das lass ich jetzt einfach so stehn). meine großmutter sagt auch andauernd: humor ist, ja eben! wenn man trotzdem lacht.

es geht ja in erster linie nicht um tiefgang (achtung: unterschätzen wir bitte den klugen, listigen schriftsteller sch. keine sekunde). es geht um leichtfüßiges, gezieltes ausschreiten – powerwalking! los, los, drauflos! fußnote 65 «Ich gehe gerne in Frisörsalons. Die netten Leute dort sind wie Weihrauch, der sich verwedeln lässt, der sich, wenn es Zeit ist, verflüchtigt. Die netten Leute lösen sich in Luft auf. Ich stolpere aus dem Frisörsalon raus, über eine Hundeleine.» und anschließend fußnote 66 «...Wenn ein Hund in der Scheissposition sitzt, an einem Ort, wo er nicht scheissen darf, gehe ich hin und trete ihn in die Seite. Hunde sind während dieser Momente nicht fähig, die Aggression zu erwidern. Die Hundebesitzer sind ebenfalls derart peinlich berührt, dass auch sie nicht eingreifen. Ein Gefühl der totalen Beherrschung, der totalen Bestimmung...» eben, sag ich doch: ein kultbuch im stenostil.

«Mir wächst auf dem Kopf ein Planet, auf dem ich nicht leben will»

Das Debüt des Schweizer Autors Michael Stauffer

Mit Schwanenvernichtungsphantasien kann man Preise gewinnen – das bewies Michael Stauffer 1999 beim Berliner Literaturwettbewerb Open Mike. Wunderbar gemein schilderte er in seinem Beitrag den äußerst subtil durchgeführten Kampf des Ich-Erzählers gegen die verhasste Spezies und gegen all ihre uneinsichtigen Beschützer: Neben Giftködern, Kettensägenlärm und Angriffen mit einem Pedalo erweist sich auch der Einsatz eines schallgedämpften Gewehres als effektiv: mit einigen gut sitzenden Schüssen («Schwäne bluten schlecht. Wenn man sie also schlecht schießt, leben sie nachher noch wochenlang weiter und paaren sich möglicherweise noch einmal») lassen sich bis zu 25 Tiere in einer Woche erledigen. Langfristig hilft allerdings nur, das allgemein verbreitete positive Image der Schwäne zu zerstören. Deshalb erstellt der Erzähler Ordner mit Fotos von Haubentauchern, die von Schwänen angegriffen wurden und zeigt sie den Spaziergängern; deshalb schreibt er ein Buch, in dem er sich als finnischer Schwanenforscher ausgibt («Man glaubt mir. Der Schwan ist ja schliesslich ein finnisches Natursymbol») und die Tiere als «dominante, fress- und herrschsüchtige, alles verschlingende Kopulationsmaschinen» darstellt. Doch dass der junge Schweizer Autor (Jahrgang 1972) weitaus mehr kann, als nur mit gut erzählten Gemeinheiten zu unterhalten, beweist er jetzt in seinem Debüt «I promise when the sun comes up I promise, I'll be true»¹ So singt Tom Waits. Ich will auch Sänger werden.». Das Buch enthält neben der Schwanen-Episode noch 44 andere kurze Kapitel und 102 Fußnoten, die zwar keine kontinuierlich fortschreitende Handlung aufweisen, zusammen aber trotzdem eine Geschichte ergeben.

Michael Stauffer entwirft in seinem Ich-Erzähler einen Charakter voller Alltagsphobien und -neurosen. Er erscheint dem Leser anfangs lediglich auf eine sympathische Art verschroben, wenn er bei der Geschirrrückgabe im Selbstbedienungsrestaurant mit Ketchup obszöne Bilder auf den Teller malt oder zu Hause den Stecker des nie benutzten Herds zieht, weil er befürchtet, dass der plötzlich von selbst zu kochen anfangen könnte und Unmengen von Strom fräße.

Diese «Ticks» werden allerdings immer ausgefallener und die Gemütszustände des Erzählers immer extremer. Er verbringt viel Zeit in seiner verdreckten Wohnung, wo er sein Zimmer in verschiedene Staubregionen einteilt, sich selbst Postkarten schickt oder sich Buchtitel ausdenkt – «Ein Leben für die Schublade», «Der Hosenbund kurz erklärt» oder «Keine Almosen den Beinlosen» –, Seitenzahl, Gewicht, Preis und Klappentext festlegt und sie anschließend als mit Sand gefüllte Videokassettenhüllen ins Regal stellt. Seine Toilette hat er so gestaltet, dass sie «wie auswärts» aussieht, nämlich den Reinigungsplan einer Putzkolonne aufgehängt und die Wände vollgeschrieben: «Wer lutscht meine Eier und küsst mein Gesicht am 23.10. um 22.00 Uhr?»

Michael Stauffer beleuchtet schlaglichtartig (und nicht chronologisch) verschiedene Lebensabschnitte seiner Figur, Situationen aus der Kindheit und dem Alter. Alles ist in erlebter Rede geschrieben, oftmals reiht er lediglich Beobachtungen aneinander; syntaktisch beschränkt er sich größtenteils auf einfache Hauptsätze in der Struktur Subjekt-Prädikat-Objekt, was den Gestus der Unmittelbarkeit noch verstärkt.

Als raffiniertes Stilmittel erweist sich der durchgängige Gebrauch der Fußnoten, die beinahe ein Drittel des Textes ausmachen. Oftmals sind sie ergänzend oder spezifizierend, zum Teil erzählen sie aber auch vollkommen eigene, losgelöste Geschichten. So erfährt man z. B. lediglich ausgelöst durch das Wort «Kindheit»: «Die Hebamme hat das Gas- mit dem Bremspedal verwechselt. Ich lag im Kinderwagen, mein Bruder schob den Kinderwagen. Mein Bruder war sofort tot. Ich habe mit einigen bleibenden Schäden überlebt.» Teilweise wird sogar der Sinn des Haupttextes ins Gegenteil umgekehrt, etwa wenn der Erzähler sagt: «Für diese schlimmen Tage habe ich ein Handbuch mit Handlungsanleitungen», die dazugehörige Fußnote aber leer ist.

Das anfangs vorherrschende Gefühl, man habe es hier mit einem lediglich etwas seltsam denkenden Menschen zu tun, verschwindet beim Weiterlesen schnell. Passagen wie diese wiegen zu schwer

und legen den Gemütszustand des Ich-Erzählers frei: «Ich befinde mich in einer Situation spirituellen Bankrottes. Es gelingt nichts. Alltagshandlungen geraten zu unberechenbaren Abenteuern. Mir vernebelt der Blick auf die klaren Dinge des Lebens. Mir wächst auf dem Kopf ein Planet, auf dem ich nicht leben will. [...] Ich glaube, ich bin einfach ziemlich verwirrt, durcheinander. Ich stehe am eigenen Bahnhof, wo mich niemand erkennt, wo alle an mir vorbeiblicken.» Der Erzähler schafft mit seinem abweichenden, teilweise schon karikierend wirkenden Denken und Verhalten eine Distanz zu der ihn umgebenden Gesellschaft. Zwar nimmt er stellenweise an deren Handlungsmustern teil, ist jedoch niemals Teil von ihr. Der ständige Wechsel zwischen ernsthaften Gedanken, in denen auch die Verzweiflung des Ich-Erzählers zum Ausdruck kommt, und lapidaren Überlegungen «Vier Kinder, zwei Meerschweinchen, ein Einfamilienhaus und sozialdemokratisch wählen. So vergiftet sich die Gesellschaft» – macht den Reiz dieses Buches aus.

Linda Stift, Wiener Zeitung, 14./15. September 2001

Fiktion und Flunkerei

Michael Stauffers Handbuch für schlimme Tage

Schwäne bluten schlecht. Wenn man sie also schlecht schießt, leben sie nachher noch wochenlang weiter und paaren sich möglicherweise noch einmal. Da ich nicht mit Schrotflinten auf die Jagd geben will, muss ich jeden Schwan mit einem gezielten Schuss erledigen können.

Der junge Schweizer Michael Stauffer geht mit seinem Erstling «I promise when the sun comes up I promise, I'll be true» nicht nur auf Schwanenjagd, sondern zielt mit einem Buch, das voller heimtückischer Beobachtung und manischer Selbstanalyse steckt, auf eine spießbürgerliche Welt ab, die er durch schleichende Subversion zu schwächen versucht. Lose zusammenhängende Episodenstücke, Reflexionen über Banales und Abgründiges und dazwischen gestreutes Poetisches fügen sich zu einer «Geschichte, die ich ganz erzählen werde, vollständig darbieten will, ohne Zögern»

Autobiographisch oder nicht? Wen kümmert's. Das Auseinanderklauben von Wahrheit und Fiktion bringt keinen Erkenntnisgewinn. Hauptsache, gutes Buch. Und ein solches hat Stauffer wirklich zustande gebracht. Vor allem bewegt er sich mittels Selbstironisierung souverän entlang jener Grenzlinien zwischen Fiktion und Flunkerei, die er letztlich den Leser definieren lässt. So erfährt man, dass der Aspirant die Aufnahmeprüfung für den Schweizer Schriftstellerverband mit einem Gedicht bestanden haben will. Falsche Fährten und Einbahnstraßen baut der Autor mit sichtlichem Vergnügen in seinen Text ein.

Das erzählende Ich ist jedenfalls kein Waserl; es legt eine Fußpilzsammlung an oder quält öffentlich seine Hundekopfatrappen, die es zuvor mit Wäscheklammern an das Velo montiert hat. Und es lässt sich nichts dreinreden. Weder beim Schönschreiben in der Schule (Kopieren von Todesanzeigen) noch beim Bücherzurückgeben in der Bibliothek. Beides gerät zu einem höchst merkwürdigen Unterfangen. In 37 Minikapiteln und einer kühlen klaren Sprache inszeniert der Autor die spröde Exzentrik dieses Ichs, ausgestattet mit einem ausgeklügelten Fußnotenapparat (schon der Titel beherbergt eine), der in seiner Kompromisslosigkeit an Nicholson Bakers «Rolltreppe oder die Herkunft der Dinge» erinnert. Stauffer geht aber noch einen Schritt weiter. Während bei Baker die Fußnoten zumeist noch ihre traditionelle Funktion erfüllen, nämlich ausführliche Erklärungen oder Geschichten unterzubringen, die im Haupttext zu weit führen würden, ist diese Unterscheidung hier nicht mehr so ohne weiteres möglich. Eine ganze Handschüttelorgie (A gibt B die Hand usw.) nach dem Vorbild Konrad Bayers ist beispielsweise in einer Fußnote platziert.

Allein durch Verwendung derselben Schriftgröße erhält der Subtext die gleiche Gewichtung wie der Haupttext, und beim mündlichen Vortrag fügen sich beide nahtlos ineinander. Solcherart bieten die Fußnoten mehrere Varianten an, wie der Text weitergehen könnte – und die kann man nutzen oder nicht. Vielleicht liest man auch nur die Fußnoten oder blättert einfach wahllos im Buch herum, denn: «Die schlimmen Tage beginnen am Morgen. Es gibt ein heimtückisches System, welches die schlimmen Tage über das ganze Jahr verteilt. Für diese schlimmen Tage habe ich ein Handbuch mit Handlungsanleitungen.»

Ein ideales Buch für die schlimmen Tage also.

Zornige Ausstülpungen

«Ich bin ein Einmannhimmelfahrtskommando... in einer Situation spirituellen Bankrotts»... «Für mich bleibt das Glück beschränkt auf das Öffnen einer Fertigsuppe»... «Auf dem Küchentisch veranstalte ich eine Ausstülpung meines Seelenlebens.» Zwischen derartigen Aussagen taumelt die Ich-Figur des Autors Michael Stauffer durch die 82 Seiten eines Buches, das mit dem Bekenntnis beginnt: «Ich lebe in relativem Glück.» Und mit der Aufforderung endet: «Streckt die Zungen raus. / Streckt alle die Zungen raus. / An den Zungen will ich sehen, / wer was denkt.»

Zu fassen kriegt man dieses Ich nirgends: Bald versucht es sich als missionarischer Schwanenkiller, als fälschender Fotograf, als unglücklicher Liebhaber, Clown, Rowdy oder Künstler, bald ist es ein widerborstiges Kind, ein widerlicher Alter, ein zorniger junger Mann. Nur ein Wesenszug kennzeichnet diesen Aufmotzer in all seinen Erscheinungsformen: Er ist ein Aussenseiter der glücklich konsumierenden Gesellschaft, ein Einzelgänger, der seinen Frust irgendwie loswerden muss.

Er verachtet die sozialen Riten (Kehrichtabfuhr, Nachbarschaft, Liebeswerben). Er spottet über verlogene Ideale wie Tierschutz, Familie, Bildung. Schon mit der pedantischen Durchnummerierung seines Buches (1 Titel, 2 einleitende Beschreibungen, 6 Vorwörter, 37 Texte und 102 Fussnoten) parodiert er die schlimmsten, spiessigsten Textsorten unserer Zeit:

Bedienungsanleitung und Reglement.

Urs Engeler, dem findigen Editor von der Schusterinsel in Weil am Rhein, ist es zu danken, dass dieses Buch unter die Leute kommt – hoffentlich! Denn von anderen zornigen Jungen unterscheidet sich Stauffer durch eine erfrischende Unfähigkeit, sich selber ganz ernst zu nehmen. Diese Distanz drückt sich auch in der leicht paranoid wirkenden Manie aus, den Lauftext mit Fussnoten zu konterkarieren; diese stehen meist an der falschen Stelle, oft haben sie keinen ersichtlichen Zusammenhang zu der vorgeblich erläuterten Passage, oder sie nehmen ganz im Gegenteil plötzlich einen Erzählstrang aus dem Haupttext auf. In ihrer Pseudowissenschaft formulieren sie einen amüsanten Kontrapunkt.

Tim Schomacker, die tageszeitung, 3. April 2002

Der wahrscheinlich umständlichste Buchtitel der Welt

Herausragende Leerstellen: Der junge Schweizer Autor Michael Stauffer liest heute Abend im Jungen Theater. Ein Buch mit 102 Fußnoten und dem Anspruch zum ersten Mal vorbildlich zu erzählen

Marketingstrategisch gar nicht mal so dumm. Denn hat sich einmal herumgesprachen, dass es dieses Buch gibt und wie toll es ist, brauchen die Menschen nur noch in den Buchladen ihres Vertrauens zu rennen und zu sagen: «Ich will das Buch mit der Fußnote kaufen!» Um sogleich, landaus, landab, ein «Bitte sehr! Bitte gleich!» von fröhlich lächelnden Buchhändlerinnen und Auszubildenden zu hören. Und mit einem ebenso beherzten wie präzisen Griff ins Regal ein Exemplar von Michael Stauffers Debüterzählung («I promise when the sun comes up I promise I'll be true (1) So singt Tom Waits. Ich will auch Sänger werden») auf dem blank geputzten Ladentisch präsentiert zu bekommen.

Doch soweit sind wir noch nicht. Leider! Um es gleich zu Beginn zu gestehen: Der Rezensent ist in dieser Sache befangen. Seiner Meinung nach hätte dieses schmale Bändchen mindestens zum «Buch des Jahres» gewählt werden müssen. Ach was: Inkorporiert ins Weltkulturerbe gehört es. Worin das begründet liegt? Wo doch eigentlich Vorsicht geboten sein sollte, bei einem der als zeitnahes Skribentenziel angibt, er wolle hier zum ersten Mal eine Geschichte «vollständig darbieten», sie «vorbildlich erzählen» und das noch «ohne zögern». Der – in diesem Fall heißt er Michael Stauffer, ist 1972 in Winterthur geboren und derzeit in Stuttgart beheimatet – ist doch nicht ganz bei Trost, mag man denken.

Und man hat Recht, zumindest in dem Sinne, dass der komplizierte Titel «I promise when the sun comes up I promise, I'll be true So singt Tom Waits. Ich will auch Sänger werden» wenig Trost spendendes in sich birgt. Und sich nicht nur darob erfreulich abhebt von der Eierschaukelei derer von und zu.

Mag sein, dies hängt mit der berlinfernen und somit für den deutschsprachigen Bereich eher peripheren Schreibposition zusammen. Vielleicht – und das wäre die angenehmere Variante – hat Stauff-er Stoff und Wort einfach nur besser im Griff. Auch hier wird gemotzt, werden Gewalt- und Unfreundlichkeitsfantasien ausgebreitet. «Die Niedergeschlagenheit der Menschen fasziniert mich. Es gibt eine Region in meinem Gesicht, wo es auch bei mir deutlich abzulesen ist.» Trotzdem, nirgends wird's weinerlich und über die Textoberfläche, die den Monolog einer KUNSTFIGUR darstellt, hinaus selbstgerecht. Gepolter und Ungerechtigkeit gegenüber Mensch und Tier hält Stauffer eher formal denn inhaltlich in Schach. Durch die präzise Stimmführung, das oftmalige Unterbrechen der Denk-Handlung durch Kapitelchen. Und, nicht zuletzt, durch die zahlreichen Fußnoten. Einhundertzwei an der Zahl.

«Die schlimmen Tage beginnen am Morgen.» Derlei Gewissheiten im Gepäck schickt Stauffer seinen «Helden» in Tage und Nächte, Städte und Naherholungsgebiete. So banal das ist, was ihm dort widerfährt, so grotesk ist es auch. Manchmal sogar schön. Den gemäßigten Vertretern des kulturellen Exotismus sei noch verraten, dass der junge Schweizer Stauffer stilecht mit ausgeprägtem Schweizer Akzent liest. Wenn das kein Grund ist, diesem atemberaubenden Text zu lauschen?!

Der Alltag, ein Kriegsschauplatz

Die Welt als nässender Ausschlag, das Bewußtsein als Schwartenriß, das Ich als Warze im Gesicht des Seins: Ein Solitär erkundet die hintersten Fettecken und Speckfalten des Daseins, frenetisch bis zum Erblassen.

Ein Mensch undefinierbaren Alters hockt im Zimmer, horcht hinab ins Tosen seiner Wut und hinaus ins Rauschen der soziale Idiotie, den Irrsinn der Warenwelt, die Fisimatenten am Rand der Dunstglocke. Sein Blick zeigt das Uhrwerk des Bewußtseins bei der Arbeit. Er seziert bei lebendigem Hirn ein Selbst, das sich nicht mit dem Status Quo abfinden will und 1000 Auswege ersinnt, einer halsbrecherischer als der andere. Uferlos verbreitet er sich über die Schwanenverseuchung der heimischen Gestade, sinnt auf Anschläge und Übergriffe, bastelt Hundeattrappen für seinen Fahrradlenker, ist Universalgelehrter in Sachen Fußpilz und auf Achse als nimmermüder Anwalt des schlechten Geschmacks.

Taugt nicht für einen Roman? Gewiß. Außer man heißt Stauffer, schreibt am Schweizer Schwanensee, schafft es, auf 90 Seiten eine Komplettwelt aufzuspannen, die aus Mundgeruch und schlechter Laune besteht, und ist der rabautzigste Nachfahr Robert Walsers. War jener überkonzilient, so gibt sich dieser hyperunversöhnlich. Keiner, fürwahr, verstimmt die Sprachgitarre so gekonnt wie er. Der Erstling eines Autors, der selbst über den Musenkuß lästern könnte: mit einem fetten Knutschfleck am Arsch.

Nichts zu kapiere(n)?

ArtOrt Hörspiel. Da darf die Radiokunst bei DRS frisch ins Kraut schiessen. Meist nichts für mich. Trotzdem höre ich aus Gwunder regelmässig hinein. «Gartenproletarier» war ein hübscher Titel. «Mitmacher sein oder alterndes Aussteigerwrack werden» – das angekündigte Dilemma weckte Interesse. Dass der Autor mit Jahrgang 1972 reichlich selbstbewusst daherkam und der Redaktion, wie vorab mit einem Anflug von Ironie mitgeteilt worden war, betreffend Musik und Regie den Tarif durchgab, verstärkte den ersten gesprochenen Satz: «Es ist mir ernst mit dieser Geschichte.» Oder werden wir wieder modisch veralbert? Mit gemischten Gefühlen lasse ich den dichten Regen von Sätzen, Sprachfetzen, Tönen über mich ergehen. Da eine pfiffige Idee. Dort eine Perle. Dazwischen gefüllte Leere: «Er weiss viel. Dann steht er vor dem Bild und sieht nichts. Er macht es zu seiner Aufgabe, darüber zu reden.» Dies dreimal repetiert. An der Bar kennen sie das Alleinsein unseres plapprigen Provinzhelden, «die Leidenschaft beim Heben der Tasse, die mich packt, mich ergreift». Schön die Formel vom «Beipflichtgefühl». Dass die Nato eine präzise lokalisierte Siedlung oberhalb von Kehrsatz einebnen soll, na ja. Frauen kommen eher am Rande vor, am Fenster, als Vorstellung. Wie sie riechen, ihr Bettzeug. Sie haben lächerliche Vornamen. Blusen, Brüste. In zerkhackten Sequenzen eine Hundegeschichte. Wie oft bei junger Literatur, welche mich mit meinem Geschmack alt macht, wuchs Ärger heran. Was soll das Ganze? Tut wohl tiefsinniger, als es ist.

Beim zweiten Mal, ab Band, als ich eigentlich nur noch, ein paar Zitate herausschreiben wollte, gefiel mir das Spiel erstaunlicherweise besser. Ich hörte nochmals zu. Bis zum Schluss. Ein als banal notierter Satz kam wieder: «Ich wasche meine Socken selten.» Aber die witzige Fortsetzung hatte ich nicht bemerkt. Einiges wirkte völlig neu: «Kann man Teile seiner Seele verlieren? Verlegen und nicht mehr finden?» Erst jetzt fiel mir die Wort-Musik-Kombination positiv auf. Doch der rote Faden, was alles will, blieb verborgen. Kapiere nur ich es nicht? Vielleicht war da gar nichts zu kapiere(n). Ein paar Gedankenfetzen sollen gesendet und eingefangen werden. Einfach so, ein Zeitzeichen. «Ich begreife von diesem Leben wenig. Ich nehme nur daran teil, weil mir nichts Besseres einfällt.»

(rer), *Neue Zürcher Zeitung, Am Radio, 2./3. Juni 2001*

Gesammelte Ansichten zur Zeit

Eines kann den DRS-Hörspielredaktionen schwerlich, angelastet werden: die Vernachlässigung der Zusammenarbeit mit jungen Schweizer Autoren. Zu einer eigentlichen Talentwerkstatt hat sich dabei insbesondere das Basler Hörspielstudio entwickelt, wo auch die jährlich fünf Ausgaben der experimentell ausgerichteten DRS-2-Rubrik «ArtOrt Hörspiel» entstehen können. Neben bereits profilierten Klangtätern wie Ruedi Häusermann oder Fritz Hauser haben unlängst auch junge Autorinnen wie Marianne Freidig oder Sabine Wen-Ching Wang Gelegenheit erhalten, ihre Texte einzubringen. Jüngstes Resultat dieser fast klammheimlich gepflegten Nachwuchsförderung ist mit «*Gartenproletarier*» das nunmehr 13. «ArtOrt Hörspiel», basierend auf einem Text von *Michael Stauffer* und der Musik von *René Desalmand*; ein Duo, das seit 1996 gemeinsame Projekte verfolgt.

Die Produktion hat insofern einen unüblichen Entwicklungsprozess hinter sich, als der Autor den Komponisten wie auch den Regisseur *Claude Pierre Salmony* um voneinander unabhängige Beiträge gebeten hat, die erst in einem letzten Schritt zusammengebracht werden sollten. Ergeben hat sich dabei ein Hörstück, das – ähnlich wie auch Sabine Wen-Ching Wangs vom Basler Pianisten Hans Feigenwinter komplettiertes «*Cosmos Hotel*» – als eine für zwei Stimmen arrangierte Partitur daherkommt, die eine bewusste Durchdringung von Textstücken und (elektronischer) Musik erkennen lässt.

Stauffer, 1972 in Winterthur geboren und seit einiger Zeit schon der Berner Literaturszene zuzurechnen, gehört zu einer selbstbewusst auftretenden jungen Autorengeneration, der offensichtlich an spartenübergreifenden Erfahrungen gelegen ist. Wie beispielsweise Marianne Freidig oder Lukas Bärfuss bewegt sich der in der Ostschweiz aufgewachsene Autor, gerade erst an den Solothurner Literaturtagen mit seinem Prosadébut «*I promise when the sun comes up I promise, I'll be true*» vertreten, auf diversen Betätigungsfeldern. Stauffer hat sich denn auch schon als Dramatiker und Performer eingeführt. Seine Hörspielvorlage «*Gartenproletarier*» nun ist eine thematisch dem Bucherstling durchaus verwandte Sammlung von Aufzeichnungen, Einfällen und Kommentaren zur Zeit beziehungsweise vom entsprechenden Lebensgefühl genährter Phantasien, durchnummeriert von 1 bis 117 und assoziativ lose verknüpft; weit eher also eine Art Kompendium mit gebündelten, womöglich nicht immer ganz ernsthaften Erkenntnissen zur (männlichen) Befindlichkeit im Jahr 2001 als eine abgerundete Geschichte in zeitgeistigem, da und dort vielleicht gar zeitkritischem Gewand – auch wenn Stauffers Text mit der Behauptung einsetzt: «Es ist mir ernst mit dieser Geschichte. Es ist die erste Geschichte überhaupt, mit der es mir ernst ist. Es die erste Geschichte, die ich ganz erzählen werde. Vollständig darbieten will, vorbildlich erzählen will, ohne Zögern. Die Geschichte, die weiss und doch nicht weiss. Grösstenteils war ich selber dabei.»

Derart detaillierte Absichtserklärungen machen fast notgedrungen stutzig. Will sich hier einer präventiv demaskieren, der zu flunkern beliebt? Um, bei Nummer 47 angekommen, auch noch zu bekennen: «So weit ein kleiner Einblick in mein Leben. Ihr merkt sicher, dass ich sehr glücklich bin.» Überhaupt kann Stauffers «Ich» eine gewisse Redseligkeit nicht verbergen. «Ich gegen die Welt. Das ist das Beste», «Ich leide unter Vorstellungen anderer Leute», «Ich will ein stummer Held sein», heisst es da etwa, vor allem aber auch: «Ich begreife von diesem Leben wenig. Ich nehme nur daran teil, weil mir nichts Besseres einfällt.» Daneben beschäftigen den Autor in «*Gartenproletarier*» wiederholt auch störende Kinder und missliebige Hunde; oder man erfährt, wie Schildkröten im Zoo – unter planiertem Asphalt – den Winter verbringen und wie sich der Erzähler vom Spanferkelessen ausgegrenzt und dabei das titelgebende Schimpfwort «*Gartenproletarier*» kreierte hat.

Stauffers um herkömmliche und (potenziell) alternative Verhaltensweisen oszillierender Text erfährt durch die zwingende Legierung mit Desalmands perkussiv bohrenden Sounds fraglos eine Bereicherung; Unterstützung erfährt er durch Salmonys unaufdringlich effiziente Regie, die zwischen Stauffers bisweilen aphoristische Texte auch einmal ironisch grundierte und teilweise von Lachern oder Hintergrundlärm begleitete Sätze und Songs montiert (Technik: *Vreny Palm-Rupp*). Ein mit *Christian Ahlers* und *Gilles Tschudi* locker bewältigtes Verfahren, das andeutungsweise auch mit der Autorschaft und Identität Stauffers spielt.

MICHAEL STAUFFER: GARTENPROLETARIER

Pink- und provokativ: Er will «vorbildlich erzählen» die erste Geschichte, mit der er es wirklich ernst meint. Michel Stauffer streut Schnipsel, kleine Episoden von «mittlerweile vierzigjährigen Provinzgelehrten, die nur bei magersüchtigen Gymnasiastinnen mir Vaterkomplex eine Erektion bekommen.» Im Hintergrund affektiertes Lachen. Eine weitere Stimme kommentiert etwas hektisch: «Ja ja, das bin ich in zehn Jahren...» In der Musik wiederholt sich der Takt – drängt sich auf.

«Es schießt auf euch mit freundlichen Grüßen» – die Ansage auf seinem Anrufbeantworter. Manchmal schleudert er uns einen einzigen Satz entgegen: «Ich liebe dich, aber du langweilst meine Augen.» Erwartungen, Vorwürfe, Respektlosigkeiten. Er spricht über Alltägliches, mit lakonischem Unterton: «Ich wasche meine Socken selten. Einmal habe ich sie so lange hängen lassen, bis sich Fledermäuse darin eingenistet haben.» Dann widmet er sich philosophischen Fragen: «Kann man Teile seiner Seele verlieren?» Oder wird spöttisch: «Die Mütter erzählen ihren Kindern keine Geschichten mehr. Die Mütter bilden sich weiter. Schwerpunkte: ungewollte Kinderlosigkeit, Ursachen der Sterilität, Künstliche Befruchtung.» Außerdem beweist er Talent zur Anschaulichkeit: «Im Schiesstraining bin ich unschlagbar ... Walterli hat einen Hamsterli auf dem Kopf. Ich ziele gut. Der Hamsterli zerfließt über Walterlis Kopf.»

Das Booklet bleibt ebenso unkommentiert wie der Text: Fotos. Aus dem Familienalbum: beim Lesen, vor einem Skiständer, in einem alten Sessel, Stehlampe im Hintergrund alles in matschigem Braun gehalten.

Beim ersten Hören furchtbar. Beim zweiten Versuch fallen reizvolle Einzelheiten auf – markante Sätze, feine, schonungslose Beobachtungen und am Ende bleibt der Gedanke: «Ich verstehe und werde mit jedem Atemzug glücklicher.»

Jürg Halter im Gespräch mit Michael Stauffer, www.rubikon.ch

So ist es: Michael Stauffer ist einer der wenigen interessanten, weil auch streitbaren, jungen, deutschsprachigen Autoren. Das «jung» braucht nicht gesagt zu werden, er kann ja schreiben. Stauffer äussert sich zu seinem neuen Buch «Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt. So lebt ein Arschloch. Du bist ein Arschloch» und zu seinem Schreiben.

Herr Stauffer, Sie haben ein neues Buch geschrieben, einen alternativen Monolog in 36 Abschnitten. Man kann auch von einem Prosatext in 36 Abschnitten sprechen. Die Sprache scheint trivial. Die Figur, die spricht, ist eine naive, gestörte, beunruhigende Frau. Die Frau lässt keinen Dialog zu. Sie sagt alles, spricht alles aus. Sie spricht immer wieder in Frauenzeitschrift-Sprache, vor allem über die zwischengeschlechtliche Liebe. Immer wieder stellt sie auch überraschende Überlegungen zum Alltag an. Und immer wieder spricht sie zu einem Du, einem Mann, der nicht mehr da ist. Vielleicht ist es auch ein immer wieder anderes Du oder ein Mann, den es nie gab. Schwierig zu sagen. Die Frau steht vor einem Neuanfang, der eine Therapie sein könnte. Das Buch ist ein riskantes Unterfangen, das in seiner Konsequenz überzeugt, aber umstritten bleibt. — Sind Sie einverstanden mit dieser versuchten Charakterisierung Ihres Textes?

Herr Halter sicher ist diese pragmatische Charakterisierung richtig. Ich bin mit der Aussage: «Die Sprache scheint trivial» nicht einverstanden. Die Sprache ist nicht trivial. Eventuell, das überlasse ich gerne Ihnen, kann man Teile des Inhaltes als trivial, sofern Sie mit trivial, alltäglich meinen, bezeichnen. Ich bin auch nicht einverstanden damit, wenn Sie sagen, dass die Frau naiv, gestört, oder verrückt sei. Damit stellen Sie die Hauptfigur einfach kalt und das geht eben gerade nicht! Diese Frau hat eine Daseinsberechtigung! Verstehen Sie, diese Frau ist nicht verrückt, das ist wichtig!

Die Literatur besteht aus Konventionen. Sie haben sich die so genannte Frechheit erlaubt, als männlicher Autor, ein weibliches Ich zu schaffen. Was war der Funke dazu? Wie sind die Reaktionen?

Ich erachte es nicht als meine Aufgabe, den sowieso schon engen Spielraum für Kunst, zusätzlich durch dumme, völlig unnötige Begrenzungen einzuengen. Ich bin der Meinung, dass es zu wenig weibliche Hauptrollen in der Literatur gibt. Fundierte Reaktionen hatte ich bis jetzt noch keine. Und zur Frechheit: Frechheit ist bitter nötig um gegen die diversen Herrschaftsideologien anzugehen. Und auch gegen Herrenideologien, das sowieso. Es ist doch ein Zeichen von Gesundheit wenn man Einwände hat, Misstrauen äussert, Spottlust auslebt, Umwege macht. Alles Unbedingte gehört sowieso in die Pathologie. Oder um mit Luther zu sprechen: Ein zaghafter Arsch lässt selten einen fröhlichen Furz.

Herr Stauffer, bevor Sie jetzt sagen, sie erwarten nichts, was erwarten Sie von einer fundierten Reaktion?

Reaktionen, ja. Man ist ja da immer nur taub, man hört nur das Gute oder nur das Schlechte, oder man will dann selber möglichst gut dastehen als Autor. Das ist alles schlecht. Das ist nicht gut. Besser ist, man hat nur Reaktionen, die extrem abstrakt sind. Zum Beispiel einer liest das Buch ruft mich an und sagt dann: Stauffer, hast du gewusst, dass ich letztes Jahr an Weihnachten in Tripolis war. Solche Reaktionen sind besser für die Gesundheit. Alles andere ist sowieso eigentlich eine Zumutung, finde ich.

Es stehen viele schöne, schnörkellose Sätze in Ihrem Buch. «Ich habe das Meerschweinchen des Nachbarn in die Wohnung geholt und es zu deinem Meerschweinchen in den Käfig getan.» – Wie ist ihr Verhältnis zur so genannt kunstvollen, poetisch erhabenen Sprache?

Ich habe dazu kein Verhältnis. Der Text muss gut sein, oder manchmal auch miserabel. Es hilft, wenn einer schreiben kann, dann ist es oft besser. Und der Text muss natürlich immer genau so sein, wie er sein muss.

«Ich kaufe mir einen schönen Sport-BH, einen bequemen Bügel-BH und einen praktischen Klebe-BH. Der Klebe-BH ist selbsthaftend, luftdurchlässig, sehr angenehm zu tragen und die Schulter und das Dekolleté und der Rücken bleiben frei. (...) Ich ziehe den Klebe-BH an und los geht's.» Was Ihr Buch, überhaupt Ihre literarische Arbeit, mit auszeichnet sind die Protokollfragmente Ihre akribischen Alltagsrecherchen. Wie recherchieren Sie, vor Ort? Erzählen Sie.

Ich glaube, das täuscht. Es sind eher die Recherchierfähigkeiten eines Bricoleurs. Ich stolpere so durch das Material, das ich brauche und dann finde ich einiges, nehme es, wähle das aus, was ich als exemplarisch ansehe, arbeite damit und dann ist es fertig. Und oft wähle ich etwas auch aus, ohne dass ich es dann brauche. Sammeln ist schon auch wichtig. Den Speicher füllen.

Um ins Detail zu gehen. Die Figur in Ihrem neuen Buch sagt und darf alles sagen. Doch, da steht zum Beispiel ein Satz, der geht in keinsten Weise auf: «Ich kaufe bei einem Drogenkonsumenten geklaute Mobiltelefone.»- Ich glaube nicht, dass die Frau, das schafft und ich glaube auch nicht, dass sie es überhaupt in Erwägung ziehen würde. Und ich glaube nicht, dass es Drogenkonsumenten gibt, die Ihrer Figur geklaute Mobiltelefone verkaufen würden. Nehmen Sie Stellung dazu.

Das ist wieder so ein Problem, dass man das der Frau abspricht. Diese Art der Bevormundung gefällt mir überhaupt nicht. Diese Figur kann das! Und natürlich verkaufen Drogenkonsumenten Mobiltelefone. Sie müssen nicht einmal mehr das ganze Telefon kaufen. Sie kriegen günstig auch SIM-Karten mit noch Guthaben drauf. Das ist sehr günstig. Wir können das gerne gleich jetzt ausprobieren gehen.

Herr Stauffer mit Verlaub, dazu fehlt mir die Muse. Apropos Muse. Beim diesjährigen Bachmannwettlesen ließen Sie die Jury mit einem Auszug aus Ihrem neuen Buch weit gehend ratlos zurück. Wie erklären Sie sich zum Beispiel die hilflose Frage von Ursula März (Jury-Mitglied) nach dem verbleibenden Wert ihres Textes, nachdem man den Humor raus genommen hätte?

Solche Äusserungen muss man nicht erklären, sondern verurteilen. Ich schlage vor, wir einigen uns, dass es eine Mischung aus Dummheit, Ignoranz, Angst und Beschränktheit sein könnte, die zu solchen Äusserungen führt. Oder fällt Ihnen etwas Besseres ein?

Nein, ich bin heuer zu bescheiden. Um weiter zu gehen, Herr Stauffer. Ob man auf eine gewisse Kritik reagieren soll, muss immer wieder entschieden werden. Welche Kritik/Kritiken nehmen Sie an? Was ist ihr Anspruch an die Kritik ihrem Schaffen gegenüber?

Kritik muss zuerst schauen; was ist es, was da ist. Was hat uns der Stauffer hier geschrieben. Kritik darf nicht sagen, was es sein sollte und dann nur noch schauen, ob es das ist, was es sein sollte. Solche Kritik, die dann sanktioniert oder lobt, ist Scheisse. Diese Erfüllungsschreiberei ist auch nur schlecht, das sieht man ja, wenn man die Bücher dann kauft. Da ist enorm viel Anpassungs- und

Erfüllungsprosa mit dabei. Kritik ist: Das Werk so nehmen wie es ist, und es dann besprechen. Aber das ist ja für die meisten zu viel verlangt.

Wie sehen Sie sich als Schweizer Autor in der Schweiz und in der Welt?

Ich gehöre zum deutschsprachigen Sprachraum und zum europäischen Kulturraum. Sonst sehe ich nichts. Ich meine, ich sähe schon noch mehr, aber dafür reicht es meistens nicht aus.

Was ist politisch engagierte Literatur?

Präzise Literatur ist immer politisch. Also, um es genauer zu sagen. Wenn man genau, sehr genau beobachtet, Menschen, wie sie sind, wie sie interagieren und dann das zum Beispiel umsetzt auch sehr präzise, dann ist das was rauskommt sicher ein politischer Text. Engagierte Literatur ist immer Scheisse und langweilig.

Wie wichtig ist Ihnen die gesprochene Literatur als Produzent?

Ich mache da grosse Unterschiede. Ich schreibe Texte, die eine orale Umsetzung voraussetzen, ohne diese geradezu unnötig sind. Dann mache ich ja so Performancesachen, wo Musik und Text zusammen wichtig sind. Und dann gibt es ja auch sehr schöne Laut-Texte von mir, so wie das hier zum Beispiel: Isi niti. Si si si, tii si si. Isi si si. Gnii si si si. Si si si gn. Gn gn si. Iii si si si. Si. Si. Ssssssss. Schön, oder?

Ja, wirklich, das ist mir ein Ohrenrausch, Herr Stauffer. Um weiter zu gehen. Ihr neues Buch ist ein Stolperstein in der aalglatten deutschsprachigen, jungen Literatur. Warum wird Ihr Buch bis jetzt nicht in der «Annabelle» empfohlen? Ich will eine abschliessende Erklärung hören.

Das müssen wir vermutlich gemeinsam in die Hand nehmen. Wobei ich habe ja gehört, dass der TAMEDIA-Konzern diese Zeitschrift demnächst verkaufen möchte. Aber ich werde da morgen gleich anrufen und sagen: Guten Tag hier Stauffer, ich habe hier ein Buch für ihre Leserinnen. Das ist super. Das müssen sie besprechen. Aber jetzt habe ich ja nicht begründet, warum die es nicht empfohlen haben. Das ist ganz einfach, weil sie es noch nicht gelesen haben.

Was kann man als nächstes von Ihnen erwarten?

Literatur! Als nächstes werde ich einen Text für ein Ballett-Ensemble schreiben. Dann werde ich meine Gedichtsammlung «Der Meisterzyklus», und meine Gedichtsammlung, «Mundartgedichte», und meine Sammlung, «Alle Laut-Klang-Texte», sowie meinen Lang-Prosa-Text «Normal» weiterbetreuen. Ich werde mit meinem Trio mit den Musikern Koch und Kuratli und auch mit dem elektronischen Musiker Aredee weiterarbeiten und ich werde mit der Künstlerin Meyer, mit welcher ich die Postkartensammlung «Memory» herausgegeben habe auch weiter arbeiten. Was von dem allem ich in den nächsten 12 Monaten realisieren werde, hängt von mir ab.

Hier biete ich Ihnen noch eine carte blanche an:

Danke. Wo kann ich damit einkaufen gehen? (Stauffer gibt die Karte, nachdem er sie zweimal in den Händen gewendet hat, an Halter zurück. Halter schüttelt den Kopf.)

Ich danke Ihnen für dieses Gespräch und das Fotoshooting, Herr Stauffer.

Ich danke Ihnen, Herr Halter für die Aufmerksamkeit und die stetige Bemühung meinem Werk
Gehör zu verschaffen.

Michael Stauffer: «Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt. So lebt ein Arschloch. Du bist ein Arschloch.»

Eine Unzahl von Büchern beschäftigt sich mit Liebe, Partnerschaft, Eifersüchteleien, Seitensprüngen, Seelenverwandtschaft, Ehekrieg und sonstigen Gemeinplätzen, wie sie zwischen Mann und Frau auftreten können. Das ganze Leben ist ja insgeheim von diesen Gemeinplätzen durchdrungen. Doch die Bücher vereinfachen das System beträchtlich. Zwischen zwei Buchdeckeln werden Myriaden von oberflächlichen Konzeptionen gesponnen, durch die nur selten tieferschürfende Betrachtungsweisen hindurchschimmern. Ja, der Mensch sehnt sich danach, für voll genommen zu werden. Und wo mag dies deutlicher werden als in Liebesdingen? Ein weites Feld kann abgegrast werden. Tolstoj schrieb darüber Tausende Seiten. Kafka baute in seine Romane und Erzählungen unheimliche Schattierungen ein, die Frauenbilder in die Realität projizierten. Michael Stauffer hat jedoch etwas vollbracht, was derart ungewöhnlich ist, dass die Frage zu stellen wäre, ob eine derartige Konzeption überhaupt schon mal literarisch verwertet wurde: Er schildert aus der Sicht einer Frau jene Gedanken, die dort ansetzen, wo der Mann glaubt, alles getan zu haben, worum es im Leben geht. Und er tut dies auf eine Weise, die zu denken gibt.

Was ist noch zu machen, wenn die eigentlichen Lebenskonzeptionen «erfüllt» wurden?

Ganz lapidar geschrieben: Ein oder mehrere Kindchen sind gezeugt, ein Häuschen ist gebaut, ein oder mehrere Wägelchen stehen in der Garage, ein sicherer, lukrativer Job ist an Land gezogen, und ein Bäumchen ist gepflanzt. Es ist nicht dieses bekannte Sprichwort, durch das die Magie des zu besprechenden Büchleins beschrieben sein mag, sondern der Untertitel: «So lebt ein Arschloch. Du bist ein Arschloch», der an jene Dinge gemahnt, die meist nur angedeutet und verschüttet sind. Es ist alles getan, meint der Mann. Er kann sich zurückziehen und auf seine Freiheiten bestehen. Nunmehr hat er endlich die Ruhe, den wesentlichen Dingen des Lebens zu frönen. Wenn die Gene verstreut und weitergegeben sind, wenn das Häuschen steht und die Einrichtung halbwegs passt, und selbst eine Urlaubsreise samt Familie nach Kanada leistbar ist, lacht das Herz des Familienvaters, und er kann seiner Geliebten ohne Angst die Aufwartung machen. Dieses Spiel der Lebenskonzeptionen, die so dünn und zynisch sind wie etwa jene von Dieter Bohlen, wenn er «die Naddel durch kein Ohrchen» mehr bringt, und Estefania als seinen prunkvollen Besitz betrachtet, ist allzu oft Realität. Und da zieht also Einer aus, diese banale Realität aufzudröseln und die Wahrheiten ans Licht zu bringen, von denen heutzutage nur die wenigsten Männer hören wollen. Ach, es gibt sie also, die Wertigkeiten abseits familienpolitischer Sinnentfremdungen? Eine Frau sieht rot und speit diesem miesen, verlogenen Leben ins Gesicht, das ihr Mann stets zu kontrollieren glaubte. Sie macht nicht mehr mit, sie wehrt sich mit Händen und Füßen, sie liest dem Kerl die Leviten.

Selbstverständlich fühlt sich der Wiener an das Liedchen «Deine Mutter» von Reinhard Fendrich erinnert, wo die Zeile vom netten jungen Mann, bei dem übersehen wurde, dass er eigentlich ein Arschloch sei, zum Radikalsten gehört, was der Barde je gedichtet hat. Ja, dieses Arschloch nimmt sich allerlei Freiheiten heraus, die nie und nimmer akzeptiert werden dürften. Und doch spielen alle mit, und dann kommt es zu diesen absurden Familien, in denen überhaupt nichts stimmt und nach außen hin schön der Schein gewahrt bleibt.

Michael Stauffer gibt einer enttäuschten, verstörten Frau den Raum, in dem sie ihrem Ärger Luft verschaffen kann. Sie will es nicht mehr länger hinnehmen, nur über den Mann definiert zu werden und nichts Eigenes aufbauen zu können. Der Mann baut das Häuschen, zeugt das Kindchen und pflanzt das Bäumchen. So lebt also dieses Arschloch, und so war dieses Arschloch immer. Die Emanzipation schlägt wild um sich. Doch immer noch existieren Lebenslügen, die ins Grab mitgenommen werden. Dagegen ist dieses Manifest gerichtet. Ein Arschloch ist und bleibt ein Arschloch; daran ändert auch ein bisschen Häuselbauerei und Genverstreung nichts. Selbst ist die Frau: Sie hat die Möglichkeit, zu hinterfragen und jene Wand zu durchbrechen, hinter der das pralle Leben auf sie wartet. Jede Frau, die guten Willens ist, kann es schaffen, dem Irrsinn zu entgehen

und sich das Leben nicht verniedlichen und zerstören zu lassen. Solange der Mann nur in Konzeptionen denkt, die er für richtig hält, ist er beschäftigt. In dem Moment, wo das «Notwendige» bewerkstelligt ist, fängt die Misere an, da der Selbstbetrug wie ein blitzblanker Mercedes offensichtlich ist. Anstatt dieses Ding in die Waschanlage zu stecken, auf dass Tag für Tag der Materialismus brav hochgelobt wird, sollte sich der Kerl mal im Sinne einer ehrlichen Selbstreflexion den Schlamm ins Gesicht schmieren. Die Frau in Michael Stauffers Büchlein tut dies stellvertretend für beide. Doch wann fängt das Arschloch an, selbst zu reflektieren und hört auf, in stumpfsinnigen Kategorien zu denken, in denen alles außer der eigenen Schwächen und Fehlbarkeiten kontrolliert wird?

Irene Widmer, Berner Zeitung, 14. November 2003

Liebe schmerzt und Schmerz macht wütend

Michael Stauffer titelt so: «Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt. So lebt ein Arschloch. Du bist ein Arschloch.»

Die Hauptfigur im zweiten Buch des 31-jährigen Winterthurer Autors Michael Stauffer provoziert im Bus Männer, bis sie glotzen, und gibt ihnen dann eine Ohrfeige. Sie fertigt Voodoopuppen an für ihre zehn Haupt- und zahlreichen Nebenfeinde und blendet, kastriert, foltert sie. Wenn sie in entsprechender Stimmung ist, sterilisiert sie aber auch schon mal einen realen Mann mit dem Kofferraumdeckel. Zunächst wirken die 36 Kurzkapitel wie die zerstückelte Rede einer Verlassenen an den abwesenden Mann. Doch allmählich realisiert man, dass es sich um verschiedene Männer handelt. Einer beispielsweise ist Barkeeper, einer Surfer, einer Broker und einer ein pädophiler Lehrer. Nicht in jeder dieser misslungenen Liebesgeschichten ist die Ich-Erzählerin die Verlassene.

Küsse und Bisse

Und nicht immer ist es Hass, der sie umtreibt. Manchmal ist es Hoffnung auf Gelingen oder Wehmut über das Scheitern der Liebe. Mal überlegt sie, wie sie den Mann dazu bringen könnte, sich umzubringen, mal wünscht sie sich «jemanden, der mir den Bauch pustet», und wieder ein anderes Mal bekennt sie, Zusammenbleiben wäre «ein Lebenstraum und ein Lebensplan» gewesen, «für mich jedenfalls».

Letzteres widerspricht scheinbar dem Titel des Buches, der Heinrich von Kleists kleinbürgerlichen Lebensplan – Haus, Kind, Baum – verhöhnt. Es ist nicht das einzig Widersprüchliche. Die Erzählerin wirkt unentwegt hin- und hergerissen zwischen Traum und Trotz. Penthesilea, die Achill anfrisst, weil sie «Küsse» und «Bisse» verwechselt, klingt an.

Viele der 36 Episoden haben etwas Obsessives. Eine besondere Rolle spielt dabei eine Operationsnarbe am Bauch. Dahinter verbirgt sich eine Krankheit, die die Erzählerin fälschlich als Schwangerschaft deutete. Oft nötigt Sie Männer, die Narbe zu berühren. Es ist wie eine Warnung an die designierten neuen Liebhaber: Fruchtbare Liebe verletzt! Und Schmerzen machen aggressiv!

Zerbrochener Spiegel

Die Kapitelchen fügen sich nicht wirklich zum Porträtmosaik. Sie plustern sich vielmehr einzeln im Hirn der Lesenden auf, indem sie sich mit dort aufgefundenen Erfahrungen anreichern. Woran erinnert zum Beispiel nicht alles der Wunsch, den Bauch angepustet zu bekommen: An einen Sommertag am Strand. An die Mutter, die kleine Verletzungen mit Puste heilen konnte. An den göttlichen Hauch auch, der zum Leben erweckt.

Das Zettelkastenhafte von Stauffers Prosa ist nicht wirklich ein Mangel. Das Buch mutet wie ein zerbrochener Spiegel an, dessen Splitter mit ihren diversen Neigungswinkeln nicht das flache Gegenüber wiedergeben, sondern Ausschnitte aus verschiedenen Blickrichtungen. Und so kann man am Schluss kaum glauben, dass man nur 60 Seiten gelesen hat.

Monströs banal

Michael Stauffers Bild einer Unfrohen

Ihre Handtasche riecht nach Leder und ist von der Grösse eines mittleren Briefkuverts, «eventuell etwas grösser». Die Haut ihres Geliebten besteht aus Schreibmaschinenpapier. Ein Jahr hat er gebraucht, um sie zu verlassen, was von ihm blieb, sind A4-Blätter. Auf diese Blätter malt sie kleine Dreiecke, tage-, nächtelang, er kann ihr nicht mehr zusehen dabei, er ist weg. Das Arschloch hat es fertig gebracht, an einem Herzinfarkt zu sterben.

«Entweder man liebt jemanden oder nicht.» Dies der Schlusssatz, den Michael Stauffer der Sprecherin seiner Mischung aus Klage monolog und Schimpftirade in den Mund legt. Entweder - oder; dazwischen gibt es nichts, nichts als Verlust, «eventuell ist es Angst». Möglicherweise ist es Wut, vielleicht Hass oder eine bitterböse Traurigkeit, vielleicht auch nur ein Wille zum Gefühl, realisierbar erst dann, «wenn man zu denken aufhört, oder wenn man zu denken anfängt, oder wenn man denkt». In solch unglücklicher Zwischenlage das letzte Wort zu behalten, ist umso notwendiger, als jenem ein anderes nie vorausging. «Nach Stunden wissen wir, dank der Stille, dass es nichts zu sagen gibt.» Dagegen helfen auch die «Heilkraftlieder aus Hawaii» nicht; was bleibt, ist Verwünschung, montones, nicht beendbares Genörgel als Grabgesang.

Das Bild einer Unfrohen der ganz schrillen Art zeichnet Stauffer in seinem neuen Buch. Schon in ihrer Kindheit hat sie ihr Leid und ihre Schmerzen in ein Tagebuch eingetragen, in der Hoffnung, die Mutter lese darin, «glücklich weinend» über die Erkenntnis, dass die Tochter das dem Leben Wesentliche gelernt und begriffen hat. Ein ausgeprägtes Interesse an allem Physisch-Organischen ist ihr geblieben, es richtet sich vorab auf Verwundung und Verfall. Fotos von ihrer Bauchnarbe zu machen ist ihr freilich nicht möglich, ihre Arme sind zu kurz, um die Kamera in der für ein gutes Bild notwendigen Distanz zu halten. So organisch amputiert wie die Arme von Stauffers Protagonistin mutet auch ihre Sprache an. Sie ist geprägt von einer Beschränkung aufs monströs Banale, aus und zu Ende gespielt in geradezu brachialer Kunstlosigkeit. In ihrem häufig nur blindwütig zu nennenden Zugriff auf die Setzkästen von Psycho-, Physio- und Selbsterfahrungsjargon gelangt Stauffers Prosa so zu einer Authentizität, für die Vergleiche zu finden nicht leicht fällt. Man meint im Hintergrund eine schlecht gelaunte Gertrude Stein wettern zu hören, auch Laederachs kalte Melancholie schimmert zuweilen durch. Bei Stauffer kommt eine Reduktion auf die performative Gebärde hinzu, in der Form und Botschaft, befremdlicherweise gerade im Rahmen der grossen Themen Liebe und Liebesverlust, zu ziemlich ramponiertem, wenn nicht böswillig zerschlagenem Spielmaterial werden.

Stauffers Dekonstruktion unseres Gefühlsregisters beeindruckt durch die Konsequenz, mit der seine Protagonistin all die Tröstungen des Wahren, Guten, Schönen früh abschmettert. Sie beharrt auf ihrer Enttäuschung; noch ihr tief inneres Weinen erscheint als eine Form von Gemeinheit und Selbsthass. Dass der Autor sich nie, in keiner Zeile in Witz oder Ironie flüchtet, darf als Qualität dieses ziemlich beunruhigenden Buches gelten.

(zi), Der Bund, 5. Dezember 2003

Was Männer sich vornehmen

Die Frau ist namenlos, und ohne Namen bleibt auch der Mann, der sie verlassen hat. Irgendwann ist er wieder zurückgekommen, am Ende wird er tot sein, und bis zuletzt werden wir nicht wissen, wie er eigentlich hiess, was er eigentlich tat. In seinem zweiten Buch lässt Michael Stauffer eine weibliche Figur anreden gegen den Spruch, der dem Buch den Titel gegeben hat: «Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt». All das sollten sich Männer in ihrem Leben vornehmen. Die Erzählerin wäre auch mit weniger zufrieden – wenn der Geliebte ihre wenigstens einmal zuhörte. Wenn es sie nur einmal absichtslos streichelte.

Schicht um Schicht trägt sie in ihrem Monolog all das ab, was Liebe und Sexualität verschütten kann. Und sie tut das in der leicht verätzten Sprache, die Stauffer bereits in verschiedenen Texten erprobt hat, einer Sprache, die mit Absicht den niedrigsten Energie- und Erregungszustand anpeilt und so manches wie in Anführungszeichen aus- und ein wenig auch blossstellt. «Was wäre, wenn man wüsste, was Liebe genau ist, und man Liebe dann immer noch Liebe nennen würde.» Gute Frage, und schwer zu beantworten. Wie in einem Säurebad werden hier einige Vorstellungen von Liebe und Zweisamkeit sanft und unaufhaltsam zerlegt. Ohne laute Töne, einer Sprache, in der immer wieder irritierende und wunderbare Alltagsbeobachtungen und Sentenzen auftauchen. Etwas dort, wo die Erzählerin die kleinen Zeichen am Beginn einer Liebe notiert: «Zum Beispiel, was bedeutet es, wenn du für deine neue Partnerin neue Wohnungsschlüssel herstellen lässt. Leider vergisst du dann, dass du die Wohnungsschlüssel noch abholen solltest. Du erinnerst dich erst wieder daran, als der Schlüsselservice schon lange geschlossen hat. Du verbringst eine Nacht im Hotel, weil du dich selbst ausgesperrt hast.»

Was Stauffer mit der Sprache und was diese mit ihm treibt, wie er mal sanft, dann wieder gedrechselt oder ruppig seine Sätze bewegt, das ist höchst ungewöhnlich und spannend – man kann sich dem schwer entziehen.

Daniel di Falco, Tagblatt, 8. März 2004

Ein Ich aus lauter Attitüden

Michael Stauffer: «Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt». Bericht einer gescheiterten Liebe, Monolog einer aussichtslosen Selbstverwirklichung, Sätze von betörender Sprödhheit – das zweite Prosabuch von Michael Stauffer.

Vor dem Harry-Potter-Syndrom braucht man sich bei Michael Stauffer nicht zu fürchten: vor Kopf- und Nackenschmerzen, tagelang – jenen Beschwerden, die ein amerikanischer Arzt bei minderjährigen Patienten feststellte nach anhaltendem Konsum von Joanne Rowlings aktuellem Doppelpfünder.

Stauffer neues Buch wiegt bloss 140 Gramm auf knapp 60 Seiten: kein Gesundheitsrisiko. Dabei war schon sein Prosadebüt 2001 nur 20 Seiten dicker. Doch damit setzte dieser Autor eine Duftmarke in der jungen Schweizer Literatur: «I promise when the sun comes up I promise I'll be true» war ein hirnrissiges System aus Notizen und Fussnoten, das Tagebuch einer Hauswartsseele, die ihre Tage damit zubringt, Jagd auf die Schwäne am See zu machen und die Staublandschaften im Zimmer zu beobachten.

Mit dem Stethoskop

Jetzt heisst es: «Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt. So lebt ein Arschloch. Du bist ein Arschloch», und der Zweitling ist noch dünner geraten, aber auch konsequenter darin, was Stauffers Prosa so spannend macht: dieser Blick fürs unerhört Banale, fürs Groteske des Gewöhnlichen. Und dieser Wille zu einer radikal reduzierten Sprache. Mit ihr gelingen Sätze von betörender Sprödhheit: «Um in eine romantische Stimmung zu geraten, schalte ich den Backofen an. Das Licht im Backofen wird vom Backofenventilator in den Raum geweht.»

So gibt es in diesem Buch nur wörtliche Bedeutung: keine Leerstellen, kein Geheimnis, nur dieses knochentrockene Konkrete. Was daran spannend ist? Vielleicht, dass die Dinge so in eine Art Nullzustand gelangen und erscheinen wie zu ersten Mal gesagt, gesehen, gefühlt. Stauffers Sprache ist wie ein Stethoskop auf der Oberfläche der Welt.

Ein Lifestyle-Ego

Beim tagebuchartigen Ich-Monolog ist er geblieben – diesmal ist Ich eine Frau: Sie rekapituliert Anfang und Scheitern einer Liebe, hasst alles an ihrem Ex – beschäftigt sich aber vor allem manisch mit sich selbst. Verfolgt die Veränderung der Narbe auf ihrem Bauch. Macht Partnerschaftstests in Illustrierten. Lässt sich zur Fahrlehrerin ausbilden (und will einen Fahrschüler im Wald mit dem Kofferraumdeckel entmannen). Kennt sich aus mit «Bodytoning, Body-Forming, Power-Yoga, Fit-Box, Mixed Arobic». Erklärt, warum ihre Handtasche B5-Format hat und warum B4 nie für sie in Frage käme. Und sagt: «Ich mag Pflanzen, weil sie langsam wachsen. Weil ich eingreifen kann, wenn sie sich falsch entwickeln. In die falsche Richtung beispielsweise. Deshalb mag ich Pflanzen.»

Eine richtige Geschichte einer Liebe ist das nicht, so wenig wie diese Frau eine richtige Person ist: eher ein An- und Ausprobieren persönlicher Haltungen, die zu einer Liebe passen könnten. Stauffer hat sich umgesehen im Katalog der Selbstverwirklichungs-Angebote, aus lauter solcher Attitüden trägt er sein Ich zusammen und macht die Heftli-Psychologie zu dessen Muttersprache: «Diese unklare Gefühlslage hat die Beziehung zu dir unnötig verlängert.»

Entweder – oder

Stauffer tut das nicht wie ein Satiriker. Er benutzt den Jargon, ohne ihn zu denuzieren, und lässt ihn so ins Leere laufen: Die übersteigerte Selbstbeobachtung, das unablässige Sich-selbst-sein-Wollen –

das führt nirgends hin. Denn im Supermarkt des billigen Bewusstseins gibt es so viel Selbst, dass an Selbstverwirklichung nicht mehr zu denken ist. Dieses Ich ist ein Autist, es gleicht einem modernen Konsumenten, der alles hat und alles will und doch nicht weiss wozu.

Stauffer bleibt dabei ganz undramatisch. Und ganz zum Schluss des Selbstgesprächs gibt er seinem Ich, ohne dass es sich irgendwohin entwickelt hätte, noch diesen einen Satz: «Entweder man liebt jemanden oder nicht.» Die Einsicht ist so mager, wie dieses Werk dünn ist. Tatsächlich kein Ratgeber in Sache Liebe. Dafür ein Buch, das man mehrmals lesen kann.

Hansjörg Schertenleib, Die Weltwoche, 11. März 2004

Zum Schreiben komisch

Dem Winterthurer Theaterautor Michael Stauffer gelingt eine subversive, ja terroristische Prosa – gnadenlos, boshaft, liebevoll, kauzig.

Dieses Buch ist eine Zumutung. Schmal, wie es ist, versammelt es eine Vielzahl von Sätzen, die so unverschämt gut sind, dass man sie kaum aushält. Sätze, die wie Geisselhiebe auf einen niedergehen, stehen neben Sätzen, die zum Schreien komisch sind. Weshalb viele dieser Sätze kaum auszuhalten sind? Weil sie den Schmerz und die Verletzung verhandeln, die das Leben mit sich bringt – dies freilich mit atemberaubender Sprachfreude und hinterhältigem Humor.

Michael Stauffer, 1972 in Winterthur geboren, ist zweifellos der radikalste und beste Autor jener jungen Schriftstellergeneration, die mit selbstbewusster Vehemenz auf den Markt drängt. Während viele dieser Autoren nicht mehr zu bieten haben als aufgesetzte Posen und Sprachspielereien, treibt Stauffer seine Arbeit rigoros an einen Ort, an dem ein ganz anderer Wind weht: der kalte, strenge Wind der Sprach- und Erkenntniskritik.

Wer einzig das Metermass der Realität an diesen Text anlegt, wird zu falschen Resultaten kommen: Dieser Text ist zwar der Realität abgetrotzt und abgeschaut, funktioniert aber dennoch innerhalb eines eigenen Koordinatensystems. Die Frau, die hier in 36 Anläufen ihre Stimme erhebt, ist derart eigen und einsam, dass sie auf einem eigenen Planeten lebt. «Isolation», dies das Verdikt, das als Schatten über dem Text steht und ihn mit dunkler Poesie grundiert. Was hinter der Rede der Frau aufscheint, ist das Grauen, das hinter jedem Alltag droht, der Irrsinn einer Normalität, die oft genug nur durch Konventionen zusammengehalten wird. Die Waffen, mit denen der Autor diesem Grauen zu Leibe rückt, sind lapidare Lakonie, Präzision und eine Komik, die der Verzweiflung geschuldet ist.

Mann + Frau = Verzweiflung

Die Rede von Stauffers HeIdin entwickelt sich aus sich selbst, ein Wort gebiert das nächste, ein Satz löst den nächsten Satz, ein Gedankengang den nächsten Gedankengang aus. Dennoch ist der Text alles andere denn ein selbstreferentielles Spielchen, das sinnlos um sich selber kreist. Dazu ist das Thema, das verhandelt wird, zu ernsthaft. Immerhin geht es um nichts Geringeres als das Zusammenleben von Mann und Frau - und eben die Verzweiflung darüber, dass dies so elend schwierig ist.

Die Frau, der Stauffer eine Stimme verleiht, spricht aus, was als endloser Gedankenstrom durch ihr Bewusstsein zieht. Gnadenlos, boshaft, liebevoll, kauzig. «Ich muss alles auf den Tisch legen. Ich kann nicht anders. Ich liebte dich, so weit ist es klar. Aus der Liebe ist mit der Zeit Hass geworden.» Mit dem Mann, den die Frau anspricht, mit diesem Mann ist sie nicht mehr zusammen. Sie redet ihm also hinterher, redet ins Nichts, er wird sie schliesslich nicht hören, wird sie nicht erhören. Sie redet auch, um sich ihrer selbst zu versichern, um am Leben zu bleiben.

Ich rede, also bin ich. Und so etabliert sich die Sprache mehr und mehr als Movens und Agens dieses grossen Büchleins, eine Sprache, die sich an einzelnen Worten entzünden kann und Leerläufe und Hohlformen genauso blosslegt, wie sie Nonexistentes konstituiert.

Feuer der Wut und Empörung

Theaterautor Stauffer versteht sich darauf, Rollenprosa zu schreiben und bis in die hintersten Gehirnwindungen seiner Figuren zu kriechen. Figuren, die durch und durch Kunstfiguren sind und auch nie vorgeben, etwas anderes zu sein. Stichworte genügen Stauffer, um die Biografie einer Frau zu skizzieren, die sich einerseits fest im heutigen Alltag verankern lässt, andererseits verschoben genug auftritt, um als flirrendes Spiegelbild über – oder neben – der Realität zu schweben.

Natürlich meint es dies schmale Buch, aller Verspieltheit, aller Komik zum Trotz, bitterernst. Stauffers Witz steht im Dienste der Aufrichtigkeit. Hinter diesem Komiker, der sein Publikum mit Kapriolen unterhält, verbirgt sich ein Terrorist, der, geht es um die Dinge, die wirklich zählen, keinen Spass verträgt. Sein Schreiben wird befeuert von Wut und Empörung, und so schwelt ein moralischer Zorn zwischen den Zeilen.

Aber wo andere Autoren das grosse Wehklagen und Jammern anstimmen, reagiert Michael Stauffer provozierend stoisch: Er weiss, dass subversiver Humor und Spielfreude die probateren Mittel sind, gegen die konstatierte Entfremdung anzuschreiben.

(rz), Riehener Zeitung, 26. März 2004

Michael Stauffer: Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt

Ist dieses knapp sechzigseitige Büchlein aus Urs Engellers wagemutigem Kleinverlag eine Erzählung mit 36 Kapiteln oder sind es 36 Erzählungen, die alle von der gleichen Beziehung handeln, oder geht es am Ende gar um 36 verschiedene Beziehungen zwischen ebenso vielen Männern und Frauen? Ich habe mich entschieden, die Texte als 36 weibliche Monologe, in denen nicht nur von Enttäuschung und Illusionsverlust die Rede ist, sondern auch von Gefühlsduselei («Deine emphatische Scheisse funktioniert nicht»), Liebesverlust, Verrat, Trennung – schliesslich auch der endgültigen: «Es komme ab und zu vor, dass Männer im besten Alter am Morgen nicht mehr aufstehen. Herzinfarkt ...»

Stauffer versteht es, seiner Frauengestalt (ich gehe jetzt davon aus, dass es sich um eine Figur handelt, die stellvertretend für unterschiedliche für unterschiedliche Geschlechtsgeossinnen steht) jeweils mit wenigen Worten widerborstiges, selbstironisches, anspruchsvoll selbstbewusstes Profil zu verleihen. Diese Frau sieht sich selbst weder als besonders erfolgreich noch als überwältigend attraktiv. Dennoch vernascht sie die Männer reihenweise: «Ich stopfe eine Kirsche in den Mund. Ich spucke den Kirschkern auf den Boden, dann stopfe ich gleich die nächste Kirsche in den Mund.» Illusionslos denkt sie über die Liebe: «Solange es stimmt, sieht es aus wie Liebe. Und danach wird es sehr schnell unerträglich.» Gereizt reagiert sie auf Krankheit und Schwangerschaft: «Ich will nichts Fremdes in meinem Bauch.» Zwischendurch höhnt sie über «die grosse Therapiescheisse» ebenso wie über das, was gemeinhin als Höhepunkt einer Beziehung angesehen wird: «Du kommst, fickst mich und merkst nicht, dass mir nur um eine nette Abwechslung geht.» Weniger Kontur gewinnen naturgemäss die Männer; sie bleiben Sportler oder Barkeeper, Macho oder Muttersöhnchen, päderastisch veranlagte «Philosophen» oder egomanische Gigolos. Stauffers 36 Texte sind keine Puzzleteile, die sich unter grosser Mühe zu einem fertigen Bild zusammensetzen lassen. Eher könnte man sie mit den Glitzerstäbchen eines Kaleidoskops vergleichen – jedes Mal, wenn man sie schüttelt, ergeben sie eine neues Muster. Das klingt vielleicht ein wenig nach blutleerer Artistik, doch Stauffers Sprache ist dermassen lebendig und unverklemmt, dass man das Büchlein gerne immer wieder mal zu Hand nimmt, um in einzelnen Texten neue Aspekte zu entdecken.

Daniel Di Falco, Der Bund, 6. September 2006

Ahornblätter auf Männerglätzen

Schöne Kunst des Kunstlosen: «Normal» heisst Michael Stauffers drittes Prosawerk. Es bringt das Dasein eines Tunichtguts zum Strahlen. Und sabotiert die Sprachblähungen der Gegenwart.

Was tut einer, der nichts zu tun hat? Er nimmt einen Schokoladeriegel in den Mund und wartet, bis die Masse weich und weggeschmolzen ist. Er setzt sich in einen Park und überlegt sich Eintopfvarianten, «Weisskohl und Schweinefleisch, Rotkohl und Apfelmus, Grünkohl mit Schaf, Siedfleisch mit Kohlrüben». Er versucht, durch «Gedankenkraft» Laub an «interessanten Stellen» niedersegeln zu lassen; «schön sind Ahornblätter auf Männerglätzen». Er steckt zwei Finger in die Nasenlöcher eines Schweins und zieht sie zurück, «die Finger sind warm und sauber».

Michael Stauffer hat sein drittes Buch geschrieben. Und schenkt uns weitere tolle Ideen, was man alles anstellen könnte, wenn man nicht pausenlos mit Arbeit und Einkauf und Freizeit beschäftigt wäre. Der Bieler Autor – Erzähler, Dramatiker, Hörspielschreiber und Aktivist in mehreren Mundarten – ist ein Spezialist für Tunichtgute. Nach dem Dichter mit der Hauswartsseele im ersten Buch und der entliebten Frau im zweiten ist es diesmal ein Arbeitsloser, den er in knappen Ich-Notizen aus seinem Alltag erzählen lässt. «Es geht nicht darum, etwas zu tun, das nützt, sondern es geht darum, etwas zu tun, das geschieht», erklärt der Mann, der sich Marcel nennt.

Ungeheuer lapidare Sätze

Ehrgeiz ist ihm so fremd wie Langeweile, und so richtet er sich auf einem Existenzminimum ein, wo ihn nur die Fragen des Arbeitsvermittlers stören und die Anrufe der Angehörigen, die sich um ihn sorgen. Doch dafür ist wirklich kein Anlass: Stauffers Held tut nichts, will nichts, braucht nichts und ist glücklich – ein Affront für eine Gegenwart, die den Willen zum Erfolg und die Lust aufs Neue zur Bürgerpflicht erklärt. «Es gibt nur zwei Möglichkeiten», weiss unser Totalverweigerer: «sich den Herausforderungen stellen oder sie nicht annehmen! Beides ist einfach.»

Auf dem Existenzminimum funktioniert auch Stauffers Sprache. Und diesmal vielleicht sogar am besten. Anders als früher beschwert er dieses Prosastück weder mit satirischen Nummern noch mit dem Rückblick auf eine unglückliche Liebe – hier hat ein kunstloses Dasein seinen kunstlosen Ausdruck gefunden. Stauffer verknüpft seine Sprache ins Äusserste und lässt nur Wörtlichkeiten stehen, Handgreiflichkeiten, radikale Einfachheiten. Wo sich unser Alltag aufbläht mit Superlativen, mit Erlebnis- und Reklamewörtern, da lassen ihm seine ungeheuer lapidaren Sätze die Luft ab. «Es ist wichtig, dass man sich Gedanken macht und diese dann richtig anwendet», sagt Marcel beispielsweise. Oder: «Das Wetter beeinflusst meine Parkbesuche nicht.»

Hallenbad statt Hamsterrad

Wer will, kann dieses Buch politisch lesen. Unter den 39 Kürzestkapiteln findet sich auch eines mit dem Titel «Ökonomie, ich weiss nicht wie», und darin erklärt der Arbeitslose seinem Vermittler das «8. Weltwunder»: Wie die Wirtschaft ihre letzte Wachstumsmöglichkeit in der Abschaffung von Arbeitsplätzen entdeckt hat. Doch weiter trägt sie nicht, die explizite Zeitkritik. Viel mehr fasziniert an diesem Buch, was es der Gegenwart literarisch entgegensetzen hat – die ganze Macht der Lakonie, den trockenen Humor, die Freuden des Banalen und die Logik eines Zeitgenossen, der das Hallenbad dem Hamsterrad von Konsum und Karriere vorzieht und am liebsten so lang im Wasser bleibt, bis seine Haut weiss ist wie der Fugenkitt.

Hier liegt die Sprengkraft dieser 80 Seiten. Umso mehr, als Marcel aus seinen vielen Untätigkeiten eine Geschäftsidee entwickelt: Er gründet eine Sekte, deren Mitglieder sehr viel trinken, bevor sie

sich auf einer Waldlichtung in den Regen stellen und warten, «bis die Blase sich entleert». Die Idee rentiert: «Die Vereinigung Marcel Oliver für Normales Glück zählt heute 3500 Mitglieder, und ich frage mich, was ich als Nächstes tun könnte.» Der Leser seinerseits – er nimmt als Nächstes dieses Bändchen gern erneut zur Hand. Weil hier das Gewöhnliche so schön leuchtet.

Roland Erne, Aargauer Zeitung, 20. September 2006

Kollektives Glück im Regen

Der produktive Jungautor hat mit «Normal» sein drittes Buch geschrieben und mit «Bancomat» ein weiteres Hörspiel inszeniert.

Es ist ein elementares Thema, das Michael Stauffer umtreibt, seit er literarisch tätig ist: das Leben an sich. Ob als Hörspiel-, Prosa- oder Theaterautor und Performer (etwa in der Mundartcombo «Bern ist überall»): Stauffer reibt sich mit seinen zeitkritischen Texten immer wieder an der Normalität des Alltags und der vorherrschenden Befindlichkeit unserer Zeit. Was er mit analytischem Ernst und oftmals satirischer Verve erfasst, verrät freilich auch den Sinn für eigenwilligen Sprachwitz, der sich blosser Humorigkeit meist verweigert.

«Ich begreife von diesem Leben wenig. Ich nehme nur daran teil, weil mir nichts Besseres einfällt.» Mit diesem Bekenntnis outet sich im Hörspieldebüt «Gartenproletarier» (2001) unverfroren eine typische Stauffer-Figur, die mit Ich-Botschaften zuhauf hausiert. Auch Stauffer selbst gibt sich nicht nur auf seiner Homepage (www.dichterstauffer.ch) als selbstbewusst auftretender Autor zu erkennen, der nun den schmalen Prosaband «Normal» vorlegt: 39 Kurzkapitel unterstreichen sein Flair für subversive Ironie.

Stauffers Protagonist nennt sich Marcel Oliver und nimmt sein Dasein ohne Job gelassen: «Arbeiten wie jeder, das ist keine Qualifikation!» Beschäftigungslos ist er ohnehin nicht. Tägliche Spaziergänge führen ihn in einen Park, wo er sich Eintopfgerichte überlegt und angeblich mal Tieren, dann Menschen hilft, aber lieber nichts Genaueres denkt, zumal die Erkenntnis drückt: «Es ist ernüchternd, wenn man alles versteht.»

Einiges begriffen hat er gleichwohl. So ist ihm nicht verborgen geblieben, dass die Welt voller Gelegenheiten ist, um Erfolg zu haben. Zum Beispiel mit dem Auf- und Ausbau einer Ich-AG, die seiner ausgeprägten «Wasserfähigkeit» entgegenkommt. Warum sich also nicht auf ein professionalisiertes Ritual verlegen, das eher ehrgeizarme und orientierungslose Zeitgenossen anspricht und deren spirituelles Erwachen beflügelt. Konkret geht es um das beglückende Kollektiverlebnis des unentbehrlichen Wasserlassens auf einer Waldlichtung im Regen, dem sich bald 3500 Mitglieder der «Vereinigung für Normales Glück» widmen.

Stauffer schildert dieses abenteuerliche Resultat einer produktiven Verweigerungshaltung mit schnörkellos verknüpften Worten. Nicht weniger lakonisch und wie nebenbei zur Sprache kommt da das auch für Marcel Oliver nicht ganz unerhebliche 8. Weltwunder: «Noch nie war es so einfach, so viel Gewinn bei sinkenden Lohnkosten zu machen.»

Das geregelte Leben und seine Limiten persifliert Stauffer auch in seiner jüngsten Radioarbeit «Bancomat». Das bereits sechste DRS 2-Hörspiel innert fünf Jahren ist eine mit musikalischen Einwüfen von Hans Koch und Fabian Kuratli durchwirkte Textpartitur für zwei – teils überlagerte – Stimmen, die uns mit über hundert Optionen in Sachen alternativer, sprich: der Norm(ierung) entgehender Lebensführung konfrontieren.

Was Stauffers durchnummeriertes Manuskript an assoziativ verschränkten Einfällen und Erkenntnissen auflistet, hat der auch Regie führende Autor für ein fast schon dadaistisch verspieltes Hörstück genutzt, dessen improvisatorischer Elan auch der experimentell ausgerichteten DRS 2-Rubrik «ArtOrt Hörspiel» gerecht zu werden vermag.

Pinkeln im Regen

Wer sich an Michael Stauffers neues Buch «Normal» heranwagt, sollte sein Leben fest im Griff haben. Ansonsten könnte er leicht der Verlockung erliegen, sich der ominösen «Vereinigung für Normales Glück» anzuschliessen oder gar selber eine solche Wild-Pinkler-Sekte zu gründen. Kind, Haus, Hund ade. Womit uns der 34-jährige Schriftsteller, Theaterautor und Mitglied der Spoken-Word-Gruppe «Bern ist überall» diesmal verblüfft, ist ein Experiment, eine eigenwillige Alternative zum geregelten Leben.

Sein Antiheld Marcel ist gerade arbeitslos geworden. Und statt sich in die obligate Depression zu stürzen, findet er das neue Nichtstun ganz prima. Er kann jetzt tagelang auf einer Parkbank an nichts denken, dabei «abwechslungsweise das linke und dann das rechte Nasenloch» zuhalten, die Passanten mit selbsterfundenen Winkzeichen verwirren und sich zwischendurch «mit neuen Beschäftigungsmöglichkeiten» ablenken. Die da wären: «Im Regen stehen, bis sich die Blase entspannt.» Keine Vorstellung für schwache Nerven, doch Marcel baut sie gelassen zu einer konkreten Geschäftsidee aus, der «Vereinigung für Normales Glück». Ihre Anhänger sollen sich – beglückt von der Aussicht auf eine ganzheitliche Erleichterung – auf einer Waldlichtung die Hose vollpissen. Mehr braucht's zum Glück. offenbar nicht, die Idee funktioniert, wie sich später herausstellt.

Was hier wie purer Klamauk anmutet, hat bei Stauffer natürlich einen tieferen Sinn. Er ist kein Spassmacher, sondern einer, der mit Spass Ernst macht. Ein Moralist, der seine Kritik an der Gesellschaft mit verschrobenem Witz und lakonischen Pointen zu tarnen weiss. Ein passionierter Grübler, der die Welt seiner eigenen absurden Logik unterwirft und dabei Maximen aus dem Ärmel schüttelt wie «Man muss die ganze Form der Vögel kennen, sonst weiss man nichts über Eier» - darüber lasst uns nachdenken.

[nicht gezeichnet], heute, 28. August 2006

Unheimlich normal

Alles eine Frage der gesellschaftlichen Konvention

Ein Mann, der sein zweites Buch «Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt. So lebt ein Arschloch. Du bist ein Arschloch.» nennt, muss einfach schreiben können. Michael Stauffers schmaler dritter Band nimmt sich denn auch so elegant wie ironisch der gesellschaftspolitischen Thematik der Arbeitslosigkeit an und wirft mit leichter Hand Fragen auf, die heutzutage viel zu selten gestellt werden. Warum soll überhaupt Arbeit das einzig Glücklichmachende sein? Hauptfigur Marcel Oliver ist in seiner Beschäftigungslosigkeit eigentlich so richtig zufrieden. Er erinnert uns alle daran, dass die gesellschaftliche Konvention der Definition des individuellen Status durch Arbeit eine neuere Erscheinung ist. Nur 60 bis 70 Jahre zurückgedacht, und Arbeit war für arme Leute. Gesellschaftlich Höherstehende fanden überhaupt nichts dabei, die Zeit mittels so hirnlosen Beschäftigungen wie Bridge-Spielen an sich vorbeiziehen zu lassen. Dass also alle Welt rund um Marcel meint, ihm gut zureden zu müssen, dass jedermann annimmt, ihm müsse es psychisch schlecht gehen, empfindet er als Rätsel. Eher aus Genervtheit über die ihn missverstehende Umwelt ergibt sich dann aber doch etwas anderes in Marcells Leben: Er gründet eine Sekte, die an Surrealität kaum zu übertreffen ist. Super-Buch, und die Sätze sind erst noch schön.

Beat Mazenauer, Der Landbote, 7. Oktober 2006

«Normal» – Was ist denn hier normal?

«Entweder man liebt jemanden oder nicht», endete das letzte Buch von Michael Stauffer. Das gilt auch für den Autor von «Normal».

Man mag diesen literarischen Spitzbuben oder mag ihn nicht. Sein jüngstes Buch haut in dieselbe Kerbe: «Entweder man liebt jemanden oder nicht». Michael Stauffer hat ein untrügliches Faible für aufreizende Belanglosigkeit, die er mit Lust in seinen Texten ausbreitet. Doch Vorsicht, dieser Eindruck fällt auf uns selbst zurück. Könnte es nicht sein, dass wir im Text die Luke zum doppelten Boden nicht gefunden haben?

Ein tückischer Status

«Normal» ist seine jüngste Prosa überschrieben, und das klingt fast nach einer Drohung. Bereits das Selbstzitat, das dem Buch vorangestellt ist, deutet aber an, was sich unter diesem Titel entwickeln kann: «Heute habe ich ein Buch auf die Fensterbank gelegt, damit es auch mal an die frische Luft kommt.» Normalität ist ein tückischer Status, der abhängt von dem, was für normal gehalten wird. Stauffers Held und Ich-Erzähler beispielsweise besucht seinen regionalen Arbeitsvermittler, als sei dies längst ein Teil seiner wöchentlichen Routine, Normalität eben. Gegen den «fehlenden Ehrgeiz» kennt hier niemand ein Mittel.

Das reine Glück

Zehn Jahre hat er damit zugebracht, was andere Arbeit nennen oder dafür halten, dann ist er freigestellt worden. «Ein Stromstoss ist mir durch den Kopf geschossen.» Ganz ungelegen ereilt ihn diese neue Freiheit nicht, er genießt das tägliche Sitzen auf der Parkbank: «Dabei denke ich immer nichts Genaues.» Zudem ergeben sich hier gute Anlässe für Gespräche.

Aus dieser ehrgeizlosen Logik entwickelt sich allmählich eine hochgradig soziale Idee heraus: eine «Vereinigung für Normales Glück». Sie entspringt ganz dem Sinn für Gemeinwohl und widerstrebt entsprechend dem freudlosen Karrierewahn. Ist das normal, wenn niemand mehr einfach normal sein will? Ist Arbeiten wie blöd normal? «Es geht nicht darum, etwas zu tun, das nützt», munkt der Erzähler, «sondern es geht darum, etwas zu tun, das geschieht». Seine persönliche Erleuchtung erlebt er selbst, als sich ihm, wie er einmal ganz ineins mit der Natur im Regen steht, sanft die Blase entspannt und die Hose nässt. Genau so soll das normale Glück aussehen.

Normal geschrieben

Michael Stauffer führt seinen Erzähler zum Glück, indem er unerschütterlich zwischen philosophischem Tiefsinn und ätzender Flapsigkeit hin und her schwankt. Die neue Prosa umschiffert – gelassener als die früheren Bücher – jeglichen stilistischen Zartsinn und greift stattdessen lieber zu manchmal auch etwas bummelwitzigen Scherzen. Aber das Glück, vor allem das normale Glück, lässt sich dadurch nicht trüben. Und die Glücks-Vereinigung ist gegen solche Einwände ohnehin immun wie alle religiösen Vereinigungen. Allerdings fehlt Michael Stauffers Text im Endeffekt doch ein wenig jene zungenfertige Frechheit, die seine Sprechperformances auszeichnet.

Sabine Peters, Basler Zeitung, 10. November 2006

Arbeiten muss nicht sein

«Normal. Vereinigung für Normales Glück»: Michael Stauffer gibt Lebenshilfe

Das gibt es also immer noch: 78 Seiten, die einen in ihrer Spielfreude nur so bestricken. Und das bei einem Buch mit dem bescheidenen Titel: «Normal. Vereinigung für Normales Glück.»

Aber was ist normales Glück? Eigenheim, Ehe, Arbeitsplatz, Karriere? Der Ich-Erzähler in Michael Stauffers drittem Buch heisst Marcel Oliver, und er denkt sich alles gern etwas anders. Seinen Job als Sachbearbeiter hat er verloren, man weiss nicht recht: Lag es daran, dass er mithilfe seiner Kaffeetasse ein Tropfsystem entwickelt hat, um die Wichtigkeit eingegangener Briefe zu kennzeichnen? Oder lag es daran, mit welcher Äusserung er die Praktikantin eingewiesen hat? «Wenn Affen Bananen schütteln, weil der Chef auftaucht, ist das Arbeit», sagte der ehrgeizlose Held.

Jetzt ist er also beschäftigungslos und zufrieden, denn Arbeit gibt es ja: Sich die Nasenflügel streichen, Kaugummi kauen. Oder raten, wo das Laub hinsegelt. Ahornblätter auf Glatzen sehen sehr schön aus. Verwandte und Freunde sorgen sich natürlich – aber ist Marcel Oliver vielleicht ein Haustier, das unablässig Aufsicht und Betreuung braucht?

Die Figur des Arbeitslosen taucht mittlerweile bezeichnenderweise häufiger auf, man denke nur an Jens Wonnebergers «Pflaumenallee» oder an Jakob Heins «Herr Jensen steigt aus». In beiden, übrigens empfehlenswerten Büchern sind die Protagonisten aus unterschiedlichen Gründen nicht eben zu beneiden.

Sektenglück.

Anders bei Michael Stauffer. Nach einer Phase der inneren Einkehr – «es ist wichtig, dass man sich Gedanken macht und diese dann richtig anwendet» – gründet der glückliche Arbeitslose eine Ich-AG, genauer, eine Sekte, eben die «Vereinigung für Normales Glück». Er wird seine Anhänger lehren, gemeinsam mit ihm in der freien Natur bei strömendem Regen die Blase zu entleeren und somit eine spirituelle Erfahrung zu machen. Heureka!

Der 1972 in Winterthur geborene Autor und Performer sabotiert solch eherne gesellschaftlichen Werte wie «Leistung» und «Arbeitsamkeit». Sein Marcel Oliver hat sich offenbar Überlegungen angeeignet, die von kritischen Arbeitsloseninitiativen schon in den siebziger, achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts diskutiert wurden: Sind Leistung und Arbeitsamkeit vielleicht doch mittlerweile tönerner Werte, sofern sie mit der Realität schlicht nicht mehr kompatibel sind? Stauffer setzt diesen brisanten, politisch höchst aktuellen Gedanken in seinem Text auf hinterhältige, subversive Weise um. Sein Held ist so kindlich – bereitwillig, es dem Arbeitsvermittler recht zu machen – und immer kommt dabei die reinste Eulenspiegelerei heraus.

Eine von Olivers Qualifikationen: Das Erfinden von Zeichen. Eine Begabung, die nicht erlernbar ist. «Ich habe zum Beispiel dieses Zeichen erfunden. Den Zeigefinger so krümmen, sehen Sie, und dann strecken und krümmen und strecken und krümmen. Verstehen Sie? Der Arbeitsvermittler nickt.»

Abnicken.

Was soll der Mann auch anderes machen; ihm selbst steht das Wasser bis zum Hals wegen seiner ungenügenden Vermittlungsquoten.

Oliver sagt sinngemäss, kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Er verwendet dafür das peinigende Vokabular von Selbstfindungsgurus; «ihr müsst das alte Bewusstsein fallen lassen», «ihr könnt visualisieren» und dergleichen Scheusslichkeiten.

Selbstzufrieden.

Mag sein, dass es allzu leicht ist, solches Sprechen zu verulken. Es leuchtet auch nicht ganz ein, warum dieser so glaubwürdig in sich selbst ruhende Oliver – «wenn man nur um sich selber kreist, ist das auch gut. Die Erde dreht sich ja auch nur um ihre eigene Achse und ist damit zufrieden» – warum dieser geruhsame Geist also sich schliesslich doch auf den Markt begibt, um kräftig Geld abzuzocken.

Aber vielleicht sollte man diesen höheren Unsinn nicht an logischen Kategorien messen. Eine letzte Frage: Stauffer hat jetzt das dritte Buch vorgelegt, in dem auf lakonische, minimalistische Weise Aussenseiter der Gesellschaft einen Zerrspiegel vorhalten. Nennt man das «Werktreue», oder wird das zur Masche?

Lesefreude.

Trotzdem erfreut einen auch der neue Text: Er hebt sich sprachlich wie inhaltlich von vielem ab, was so sehr nach Literaturinstitut oder nach Pop-Literatur riecht. Die Begebenheiten, die Befindlichkeiten und Bewusstseinslagen, die hier zur Sprache finden, sind ganz von dieser Welt, und heben sich doch davon ab: Sie laden ein, sich alles ein bisschen anders zu denken.

Klein angelegte Grossgroteske

Marcel Oliver ist arbeitslos, und das wohl schon länger. Er studiert seinen Arbeitsberater und die Menschen im Park. Er beobachtet sich selbst und seine Empfindungen. Ihm ist geheuer dabei, ja, er fühlt sich wohl. Manches ist problemlos, mehr als manch einem recht ist. »Manchmal helfe ich Tieren, manchmal Menschen. Ich rede ihnen zu und schicke ihnen positive Gedanken. Dabei denke ich immer nichts Genaues.«

Der 1972 in Winterthur/Schweiz geborene Dichter Michael Stauffer, der auch Theaterstücke und Hörspiele schreibt, schlüpft in seinem dritten Prosaband als verwirrend kongruent wirkender Ich-Erzähler in die Rolle dieses gewissen Marcel Olivers, der das Phänomen Arbeitslosigkeit auf seine ganz eigene Weise durchdekliniert. In 39 Kapiteln auf insgesamt 69 Seiten bespielt er des Lesers Fassungsvermögen auf einer Ebene, in der das Schmunzeln als buddhistische Übung zum Text dazugehört, und die Leser einbezieht in die immanente Lehre. Man wird selbst zum Anhänger, zum Jünger seines Gebieters, des Autors – oder nur zum Jünger von dessen Protagonisten? Marcel Oliver jedenfalls gründet nach kurzem Menschen-Studium eine Sekte, in der das höchste Glück dadurch erreicht wird, dass man seine pralle Blase bei strömendem Regen entleert. Ein Vorgang, den Marcel selbst erprobt hat und den er zum Höhepunkt seiner ersten Sektentagung deklariert. Das wirkt, auch wenn man als Leser nicht vom Regen in die Traufe kommen mag.

Die Entwicklung von Marcells Großunternehmenschaft (am Ende sind es 3500 Mitglieder, die ihm Respekt zollen und seiner »Vereinigung für normales Glück« Geld überweisen) wird so virtuos und auf den ersten Blick unspektakulär verdreht geschildert, dass einem der Schmalz aus den Gehirnwindungen tropft. Bitte nicht kleckern! Klotzen!, mag sich Stauffer gedacht haben, als er beim Drehen seiner gedanklichen Pirouetten dieses Lehrstücks, das u.a auch zwischen einem Till-Eulenspiegel-Streich und Helge Schneiders Hörstück »Arbeitsamt II« seinen Platz fände, so richtig in Schwung gekommen sein mag. Eine Gesellschaftssatire ist nichts dagegen! Aus einer überaus schnittigen Ich-Perspektive, in der schier alles möglich und erlaubt ist, spricht das Opfer, das sich aus eigener Kraft zum Helden aufgeschwungen hat, aus einer irren Überzeugung von seinen Taten, die den Schwindel »Arbeit« in all ihrer nichtsnutzigen Lächerlichkeit, Doppeldeutigkeit und Schweinerei entlarven. Wer die Bedeutung der Begriffe bestimmt, hat Macht. Das ist das Terrain, auf das Stauffer sein(e) Wesen treibt. Der Text kommt so dermaßen leicht und vergnügt daher und kehrt doch eine ganze Armee von Steppenrollern an gesellschaftlicher Verklärung vor sich her, dass es brummt und schnarrt.

»Ich mache Sauggeräusche, wenn mich eine meiner Schwestern anruft. In schneller Folge sage ich ja, ja, ja. Ich habe am Anfang gedacht, dass mich meine Schwestern in Ruhe lassen, wenn ich alles bejahe. Während der Telefongespräche wippe ich mit dem Oberkörper und nicke. Wenn ich sage, dass es mir gut geht, dass ich tagelang zu Hause sitze, nichts tue, nichts tun will, dann wollen Corinne und Silvia mir einreden, dass es mir, wenn ich nichts tue, schlechter gehe als ihnen, wenn sie viel tun. Ich lese am Telefon aus Fallstudien von Langzeitarbeitslosen vor. Ich benutze zwei farbige Filzstifte. Mit Grün streiche ich an, was ich Corinne vorgelesen habe, mit Blau markiere ich, was Silvia bereits zu hören bekommen hat. Ich liefere, was man von mir denkt, noch präziser. Das ist ein gutes System, das zu hervorragenden Resultaten führt.«

Man mag sich mit diesem Buch über das Elend echter Arbeitsloser kurz hinwegtäuschen. Das aber rät Stauffer nur zur Schärfung der Sinne, vermute ich ungefragt, um danach die Sache mit noch größerem Engagement, mit noch größerem Entsetzen verstanden, bekämpft und bemitleidet zu wissen. Oder? Ist das Buch nur ein gewitztes Intermezzo in der bleischweren Verstummung dieser Menschenmasse? Ja und nein. »

Aber wo andere Autoren das grosse Wehklagen und Jammern anstimmen, reagiert Michael Stauffer provozierend stoisch: Er weiss, dass subversiver Humor und Spielfreude die probateren Mittel sind, gegen die konstatierte Entfremdung anzuschreiben«, berichtete Hansjörg Schertenleib in *Die Weltwoche* am 11. März 2004 über Stauffers zweites Buch. Es wiegt so viel wie eine Tafel Schokolade mit viel Pappe drumrum: 140 Gramm bei knapp 60 Seiten. Der Titel *Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt. So lebt ein Arschloch. Du bist ein Arschloch* hat vielen Leuten Mut gemacht und noch mehr Leser abgestoßen. Das kann Laune machen. Muss aber nicht. Es ist ein Buch über das Zusammenleben von Mann und Frau, geschrieben aus der weiblichen Perspektive, in Hinblick auf ein fortgegangenes Arschloch, das eben alles getan zu haben glaubte, was es als Mann leisten soll, um sich danach unmenschlich benehmen zu können. »

Die Waffen, mit denen der Autor diesem Grauen zu Leibe rückt, sind lapidare Lakonie, Präzision und eine Komik, die der Verzweiflung geschuldet ist«, schrieb Schertenleib über den Zweitling. Was aber passiert, wenn aus der Verzweiflung eine allgemeine Entzückung über die Verzweiflung wird? Entspricht das nicht genau dem medialen Geist unserer Zeit, dem eigentlich der Garaus gemacht werden soll?

Stauffers Prosadebüt von 2001 hat 80 Seiten und heisst *I promise when the sun comes up, I promise I'll be true*. Es besteht aus Notizen und Fußnoten, ist ein Tagebuch mit Tabellen und Listen, in dem neben der wiederkehrenden Schwänenjagd am See und Staublandschafts- Beobachtungen im Zimmer Grundsätzliches zu den Themen »Wohnen«, »Rausgehen«, »Einkaufen« und »Reinkommen« geschildert wird. Das haben andere auch schon gemacht, nur anders: ausladender, anstrengender, experimenteller. Das *St. Galler Tageblatt* lobte 2004 in der Rezension des Buches *Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt. So lebt ein Arschloch. Du bist ein Arschloch* ganz generell Stauffers »Blick fürs unerhört Banale, fürs Groteske des Gewöhnlichen, diesen Wille zur radikal reduzierten Sprache« und dass es »nur wörtliche Bedeutung: keine Leerstellen, kein Geheimnis, nur dieses knochentrockene Konkrete« gebe. Genau das lobe ich mir auch. In höchsten und in tiefsten Tönen, in mittleren Lagen und auch dreidimensional vierlagig. Und doch beschleicht mich bei allem Lob, dem ich mich mindestens anschließen möchte, etwas Ungewisses. Vielleicht zu Unrecht ... vielleicht aus purer Lust, der Selbstverständlichkeit dieser Euphorie ein bisschen Sand ins Getriebe zu streuen. Auf dass es ein wenig knirscht in der allzu freudigen Auf- und Annahme beim Umgang mit dem Spaß an der allgemeinen Verzweiflung.

Denn, so empfiehlt Marcel Oliver höchstpersönlich: »Jeder Anhänger hat ein Empfinden für Echtheit. Er braucht und sucht Nähe in einer Gemeinschaft. Man muss jeden ernst nehmen, so wie er ist. Ich erwarte keine Verbiegung.«

Dorothea Dieckmann, NZZ, 17. Januar 2007

Alles ist Arbeit

«Normal» – Michael Stauffers dritter Streich

Der junge Schweizer Michael Stauffer ist vieles: Stückeschreiber, Hörspielautor, Sänger, Performer und Schriftsteller dazu. Darum muss man ihn nicht gleich in Werbemanier zu einem «Multitalent» erklären; oft findet sich ja ein derartiges «Crossover» dort, wo Künstler oder Kleinkünstler unbeschwert von offiziellen Kulturkategorien agieren, und damit fern vom etablierten Kulturbetrieb, fern vom Feuilleton. Ist das der Grund, warum sich dieses überschlug, als Stauffer vor fünf Jahren sein erstes und vor drei Jahren sein zweites Büchlein veröffentlichte? «Schriftsteller bleiben!», wurde dem Autor aufgegeben, und dem Zeitungsleser, das Buch «unverzüglich» zur Hand zu nehmen. Mehrfach wurde mehrfaches Lesen empfohlen, und in einer Ankündigung erklärte ein bekannter Buchhändler nur halb ironisch, die Wände seiner Wohnung mit Stauffer-Kopien gepflastert und mit den schönsten Sätzen die Bettwäsche bedruckt zu haben.

Witz und Schrecken

Welche Sätze wohl? Vielleicht solche: «Es gibt zwei Möglichkeiten: Sich den Herausforderungen stellen oder sie nicht annehmen! Beides ist einfach.» Schwieriger ist es zu unterscheiden, was eine Herausforderung ist und was nicht. Die Lektüre ergibt: Michael Stauffer ist, dem Kultverdacht zum Trotz, tatsächlich eine – und gehört damit unter den zeitgenössischen deutschsprachigen Autoren zur Minderheit. Seine kleinen Prosakunststücke, der Form nach nichts als die Monologe sehr alltäglicher Rollenträger, entfesseln Witz und Schrecken. Im ersten Buch sprach ein so garstiger wie helllichtiger Neurotiker, im zweiten eine verlassene Frau, im dritten nun ist das erzählende Ich gewissermassen zu sich selbst gekommen, als «Ich-AG»: «Man muss immer bei sich selber anfangen», doziert der überzeugte Arbeitslose Marcel im Jargon des Self-Managements.

Er, der Erzähler dieser Selbstauskunft unter dem Titel «Normal», hat den Job verloren und widmet sich, verfolgt von seinem Arbeitsvermittler, der Ausübung und Erfindung neuer «Beschäftigungsmöglichkeiten», je absurder, desto «normaler». Diese Vorgaben sind so simpel wie fruchtbar. Marcel ist einerseits ein Verweigerer, indem er den Leitbegriff der Arbeitsgesellschaft ad absurdum führt («Ich habe viel Arbeit, die keine ist. Alles ist Arbeit.»), andererseits ein Pionier der Anpassung an neokapitalistische Maximen wie Kreativität, Flexibilität, Selbstverantwortung und Eigenregie.

Dieses Paradox wird zugleich poetologisch wirksam: Indem die Pflicht zur Neigung erklärt wird – und umgekehrt! –, bekommt die schöne Zwecklosigkeit wieder ihr Recht. Und damit sind wir bei Stauffers Kunst.

Marcel's Selbsterfindung, Lebensphilosophie und Arbeitsbeschaffung führen von exzentrischen Morgenriten (einen im Wasser aufbewahrten Schokoladenriegel im Mund zergehen lassen) bis zur Gründung einer «Vereinigung für Normales Glück». Über allerlei Vorbereitungen wie hydrobiologische («Trinkprotokolle») und wetterkundliche Forschungen («Manchmal denke ich, dass es ausreicht, vom richtigen Wetter zu träumen»), Werbung («Die Synthese aus Organspende und Hinduismus ist eine geniale Idee»), Finanzierungspläne («Spenden nehme ich auch»), Evaluationskonzepte («Auf jeden Fall werden es Tiere sein, die die Menschen einordnen»), Kundenakquisition («diese ehrgeizlosen Menschen, die nicht wissen, was machen mit dem Leben») und Anmietung eines Hauses in Frankreich («ich muss ein Haus in einem Ort mieten, der etwas mit Napoleon zu tun hat») wird das Projekt schliesslich in die Tat umgesetzt: Die Mitglieder versammeln sich auf einer Lichtung, um gemeinsam im Regen Wasser zu lassen.

Als Teil des Experiments, das die Werte von sinnvoller Arbeit und sinnlosem Nichtstun auf den Kopf stellt, folgen diese Einfälle konsequent einem dadaistischen Konzept, in dem die phantasievolle Trivialität des Zufalls über die niederdrückende Trivialität der utilitaristischen Gewohnheit triumphiert. Der Erfolg ist garantiert. So wird Marcel aus seinem «mittelmässigen Sachbearbeiterjob» entlassen, weil er eingegangene Briefe mit Kaffeetropfspuren sortiert und eine Praktikantin nach eigenen Vorstellungen einweist: «Wenn Affen Bananen schütteln, sobald der Chef auftaucht, dann ist das Arbeit.» Dass er gegen Ende den weinenden Arbeitsvermittler trösten muss, der im Dienst dieses Arbeitsbegriffs an der vorgeschriebenen Vermittlungsquote scheitert, ist da nur folgerichtig. Die Minikapitel des provozierenden Emanzipationsprozesses etablieren die pure Aktionskunst: «Es geht nicht darum, etwas zu tun, das nützt, sondern es geht darum, etwas zu tun, das geschieht.» Unzählige solcher scheinbaren Lehr- und Bekenntnissätze werden auf den 78 Seiten geprägt. Ihren Charme gewinnen sie aus mündlicher Unbeholfenheit, der entwaffnenden Tautologie von Nullaussagen und dem entlarvenden Effekt, wenn die Propagandaklischees von Motivationstraining, Therapie und Sektenesoterik parodiert werden.

Das reicht von «Ich liebe die Sonne, auch wenn sie nicht scheint» über «Man muss es sich nicht schwieriger machen, als es ist» bis zu «Wenn das hilft, dann ist das doch gut». Kennzeichnungen wie Nonsens oder höhere Albernheit treffen diese Sprache nur halb, denn sie gewährt mehr als die mechanische Entlastung blosser Witzelei.

Kraft der Komik

Die Hebelwirkung dieser Poesie verdankt sich der ursprünglichen Kraft der Komik, die den aggressiven Impuls gegen die bleiernen Konventionen und Tabus in befreiende Energie umwandelt. Allerdings, das Lachen ist schneller vergessen als die Wirkung der vorangegangenen Bücher. Der böartige Sermon des Débuts und die weibliche Klagerede in «Haus gebaut, Kind gezeugt, Baum gepflanzt» waren schärfer, bitterer und näher an den düsteren Verhältnissen, die nach den lapidaren Antworten eines Michael Stauffer rufen.
